



HEIM INS REICH

EIN STÜCK KINDHEIT
VON HARRY BRENNER

AGAINST
FATE
TRUE SURVIVAL
PODCAST

Heim ins Reich - Ein Stück Kindheit

von Harry Brenner

Harte Zeiten

Einleitung

Um zu verstehen wie eine Geschichte endet, muss man verstehen wie sie begann.

Zu jeder Geschichte gehört also eine Vorgeschichte und zu dieser wieder eine Vorgeschichte. Es gibt Randereignisse, die oft erst wegen der Geschehnisse in all diesen Geschichten entstehen konnten und, wenn wir den Fokus auf sie richten, kein Randereignis mehr sind, sondern selbst zu einer Geschichte mit allen Vorgeschichten wird.

So entsteht ein ganzes Geflecht an Geschichtenbeziehungen, die unbedingt zueinander gehören. Würde nur eine der Vor- oder Vor-Vor Geschichten, in all den Verzweigungen, anders verlaufen sein, die jeweilige Hauptgeschichte würde sich anders oder manchmal sogar gar nicht abgespielt haben.

Mir persönlich bedeutet diese Serie aus zwei Gründen sehr viel.

Zum Einen:

Ich kenne Herrn Brenner lange und halbwegs gut. Ich schätze Harry sehr und fand früher vor allem über seine Kunstwerke einen Blick in seine tiefe Erlebniswelt. Herr Brenner ist als plastischer Künstler viele Jahre seines Lebens tätig und gesucht gewesen.

Das Haus und der Garten in ihrer Wahlheimat in Ungarn, zeugt noch heute vom Wirken und Streben von Harry und Doris Brenner. Man fühlt sich in ein kleines Wunderland aus steinernen Figuren, Biegungen und kleinen Hecken versetzt, in dem das Gästehäuschen an einem Teich und sogar eine kleine Pagode sitzt.

Viele seiner Skulpturen sprechen stumm vom Schmerz, der wie ein Parasit Menschen aushöhlt, sie zerfrisst und letztlich diese Personen zerbrochen und leer zurücklässt.

An manchen Stellen wird die Figur zu einer von innerer Qual verdrehten und gebrochenen Wesenheit, die nur wenig gemein hat mit dem, was nach Gottes Plan aus der dargestellten Person hätte werden können.

Viele Male ist darin auch Kritik an sozialen Umständen und Machtgefügen erkennbar.

Und letztlich sind viele der Plastiken wie Abbilder von Empfindungen, Hoffnungen, Ängsten und Schmerzen meiner eigenen frühen Jahre.

Dieses persönliche Kennen und vor allem die wunderbare Tatsache, das ich mich dort als Teil der Familie fühlen darf, ist ein gewichtiger Grund.

Der zweite Grund ist, was ich sonst immer gerne von mir gebe: Es gibt Geschichten, die sollten wir niemals vergessen.

Im Kleinen wie im Großen sind es gerade derlei, nahezu unerzählte, Schicksale, die wie ein Mahnmal dienen. Ein Argument dafür, das wir unseren Blick auch auf Vorgeschichten, auf Werdegänge, Randereignisse und Entstehungen richten sollen – ja, müssen – um wahrhaftig zu verstehen.

Es sind Geschichten wie diese, die die Kontexte liefern zum eigentlichen Sachverhalt – daraus entsteht ein größeres Abbild. Der Sachverhalt an sich wird zu einer auch emotional erfassbaren Geschichte – und führt uns zu einem tieferen Verständnis der Umstände, in der dieser Sachverhalt erst entstehen konnte.

Ich habe nicht zuletzt durch meine Arbeit für Against Fate gelernt, das es gerade solche Geschichten sind, die ein anderes Licht, manchmal intensiver, manchmal anderer Tönung, auf die Ereignisse richten, in deren Schatten sie stattfanden. Ohne persönliche Hintergründe und Werdegänge wäre Aron Ralston nur ein Verunfallter Wanderer in einem Canyon, Juliane Koepke nur eine Überlebende eines Flugzeugabsturzes in einem wilden Dschungel und zuletzt Coach Ekapol nur einer der Vermissten in einer Höhle in Thailand.

Diese Serie widmet sich dem frühen Leben des Harry Brenner, der in den letzten Tagen des Jahres 1939 in Kobadin bei Konstanz in Rumänien das Licht der Welt erblickte. Was damals wie heute rumänisch ist, war im Verlauf der Geschichte Bessarabien, ein Land, das sich über den äußersten Osten Rumäniens, über das heutige Moldawien und bis hinein in die Ukraine erstreckte.

Mir ist bewusst, das diese Serie anders wird, als meine bisherigen. Ich versuche alles an schriftlichem Fingerspitzengefühl aufzubringen, dessen ich fähig bin. Diese Geschichte ist aus persönlichen und inhaltlichen Gründen sensibel und mein mir zu eigener Perfektionismus zwingt mich gerade deshalb zu einer möglichst neutralen Position.

In der Historie wird Geschichte immer von den Siegern geschrieben.

Das dabei Randereignisse, manchmal ganz bewusst, außer Acht gelassen werden, ist dafür geradezu ein Beweis. Nur so konnte aus Ernesto Guevara ein Freiheitsheld werden oder aus Tito der Befreier Jugoslawiens. In Wahrheit waren beide grausame Mörder und Anführer von furchtbaren Gemetzeln. Nun, die Geschichte ist voll von solch verdrehten Bildern.

Mir erscheint es notwendig, vor allem für junge Hörer, aufzuklären, wie es überhaupt dazu kam, das es so viele Deutschösterreichstämmige in anderen Staaten gab und wie es dazu kommen konnte, das der Slogan „Heim ins Reich“ eine so bedeutungsvolle Rolle innehatte.

Und ich fühle mich verpflichtet, Harry selbst mit Ausschnitten seines Originaltextes und mittels Audiomaterial zu Wort kommen zu lassen.

Wenn ich also von der Erzählform in die Ich Form wechsele – immer dann zitiere ich den Originaltext von Harry Brenner.

Rein aus dem Geschichtsbuch heraus ist der 2 Weltkrieg bloß ein abstraktes Ereignis.

Etwas, das so weit zurückliegt, das heute schon kaum jemand mehr am Leben ist, der den Jungen Menschen davon erzählen kann.

Ich selbst bin 1966 geboren.

Allenorten hatte man damals Verwandte, Bekannte oder ist auf dem Schulweg immer wieder Menschen begegnet, die den Krieg noch am eigenen Leibe erfahren haben.

Ein Lieferant des Buchclubs Donauland kam mit der Quartalsbestellung immer mit seinem Motorroller zu uns, um uns die Bücher zu bringen.

Dieser Mann hatte keine linke Hand mehr. Sein Unterarm war zwischen Elle und Speiche gespalten und diese beiden Stümpfe konnte er wie eine Zange auf und zu machen. Eine Handgranate hatte ihm, damals an der Ostfront, die Hand abgesprengt. Und er hatte sich einen speziellen Griff angefertigt, damit er sein Moped auch fahren konnte. Ich erinnere mich, das er mir gestattete, seinen Arm zu berühren, er zwickte mich liebevoll damit.

Ein väterlicher Freund meines Vaters, zu dem wir Onkel sagten, war im Lazarett der NS in Tobelbad – der Heimat meiner Kindheit – stationiert. Nicht das er eine Wahl gehabt hätte, war er Soldat für die Großdeutsche Armee, der wegen Befehlsverweigerung fast sein Leben verloren hätte. Er sollte einen jüdischen Arbeiter erschießen und hat ihn stattdessen laufen lassen.

Meine Großmutter war Krankenschwester in Wien.

Um Himmels willen, was könnte sie mir heute erzählen, wäre sie noch am Leben!

Ich weiß von dutzenden solcher kleiner Geschichten aus den Erzählungen der Menschen, die sie erlebten. Und dadurch sind sie keine abstrakten Geschichten mehr, es sind Erinnerungen geworden.

Ich bin also damit aufgewachsen, zu sehen, wie ältere Menschen mit den Nachwirkungen zu kämpfen hatten, manche kamen zurecht, viele waren das jedoch nicht. Man erhält ein anderes Bild des Krieges, wenn man sich an solche Geschichten erinnert. Auch wenn die Schule und Geschichte sich redlich bemühten, dieses Bild zu verbrämen – man fragt sich unweigerlich, was oder wie viel davon tatsächlich dahintersteckt, wenn man eben kleine Randgeschichten kennt und weshalb sie passiert sind. Eben, wenn man Dinge erzählt bekommt, die kaum irgendwo erwähnt werden.

Harry Brenners Geschichte ist eine solche, die inmitten und doch am Rande geschichtlich schwerwiegender Ereignisse stattfand.

Vielleicht ist sein Schicksal, sein Schmerz, nichts für die Weltbühne oder von geschichtlicher Bedeutung und ließe sich auf eine Zahl für eine Kriegsstatistik reduzieren.

Für mich aber war das Manuskript, das Harry Brenner von 1987 bis 1991 schrieb, und er mir vertrauensvoll überlassen hat, ein Blick in eine völlig andere Welt.

Nun taten sich mir die Schicksale hinter besagten Zahlen auf und so manches wurde in ein völlig neues – und verdientes! – Licht gerückt.

Hier geht es um Ereignisse, die in den Büchern nur sehr wenig Beachtung finden und in den betroffenen Ländern noch heute eher totgeschwiegen werden. Und solches aus erster Hand zu erzählen, ohne das die Zeit und Interpretation in Form eines Buches oder Dokumentarfilmes eines

Siegers dazwischen steht, ist etwas besonderes. Ich habe an dieser Stelle für wunderbare, emotionale Gespräche und schöne Momente zu danken.

Nun – damit wir verstehen, wie alles begann, müssen wir zunächst einmal weit in die Geschichte selbst zurückgehen. Ich gestalte diesen einleitenden Rückblick bewusst grob gerissen. Für diese Zeiten Europas gäbe es so viele interessante Details, das es eines jahrelangen Studiums bedarf, sie alle zu kennen und dies würde wahrhaftig jeden Rahmen hier sprengen. Ich möchte vorausschicken, das meine Kenntnisse um die Geschichte Europas kaum über das Schulwissen und aktuelle Recherchen hinausreicht. Ich bin keine Koryphäe hierin. Ich bitte also, mich wo notwendig zu korrigieren, sodass ich dies als Korrektur einer späteren Folge anfügen kann, vielen Dank dafür.

Wir befinden uns in den Zeiten um 1760.

Überall in Europa sind noch die Auswirkungen des 30jährigen Krieges spürbar. Zerstörung, Hunger und eine Ausdünnung der Bevölkerung hatten tiefe Furchen im Angesicht Europas hinterlassen und noch immer war die Gier nach neuem Land, neuen Grenzen und Herrschaftsansprüchen nicht gesättigt – und dies sollte noch lange so bleiben.

Man müsste sich dem Zerfall des römischen Reiches selbst widmen und sich den einzelnen Konflikten des 30jährigen Krieges zuwenden, um all die Expansionen und Reiche zu verstehen, die daraus hervorgingen oder darin verschwanden.

Das Haus Habsburg und Deutschland beherrschten als Mittelmächte den Großteil Europas und so ist verständlich, das Deutsche wie Österreicher auch ebendort lebten. Hier liegt die Wurzel der späteren Sudetendeutschen (als Sammelbegriff für die Deutschböhmen, Deutschmährer und Deutschschlesier), der Batschka-Deutschen aus dem Süden Ungarns und den serbischen Gebieten und den Karpatendeutschen – die richtige Bezeichnung hier wäre im Grunde: den Slowakisch-Deutschen. Die Baltischdeutschen haben ihren Ursprung bereits im 12 Jahrhundert und stellten über die lange Zeit viele angesehene Minister, Politiker und Heerführer für Russland.

Katharina die Große hatte in Russland gerade die Macht übernommen, sich als Anhängerin der Absolutistischen Aufklärung einen Namen gemacht und strebte zahlreiche, im damaligen Europa Beispielgebende, Reformen an.

So rechnet man ihr heute zu, die Vorreiterin der Bauernbefreiungen in Europa zu sein – das vollständige Abstreifen der Leibeigenschaft sollte für den Bauernstand jedoch bis ins frühe 19. Jahrhundert dauern.

Katharina wollte bisher unbewohnte Regionen Russlands erschließen und das Herrschaftsgebiet absichern und versprach deshalb Menschen, die sich dort niederlassen wollten, u.a. eigenes Land, Religionsfreiheit, Steuerfreiheit und die Befreiung vom Militärdienst.

Da Katharina als Deutsche geboren war und sie die Auswirkungen der Leibeigenschaft nur zu gut erkannte und gleichzeitig auch um das Können und Wirken der Deutschen Bauern wusste, wandte sie sich im speziellen auch an diese.

1763 erließ Katharina ein Manifest, mit dem sie tausenden deutschen Bauern die Ansiedlung in den Ebenen beiderseits der Wolga ermöglichte. Ein Gebiet von etwa 80.000 km² Größe entlang

der Wolga, nordöstlich von Kasachstan und östlich zur heutigen Ukraine, wurde so auch von Deutschen besiedelt oder urbar gemacht.

Auch Zar Alexander der 1. musste Bessarabien, das im 6. Türkenkrieg dem osmanischen Reich entrissen wurde, festigen und besiedeln.

Ab 1813 wurde also erneut auch um Deutsche Ansiedler geworben.

Bevorzugt wurden diesmal nebst Bauern vor allem auch Handwerker, deren Können man in den neuen Kolonien unbedingt brauchte.

Es ist schwierig, diese Bevölkerungsveränderung auf diese 2 Wellen fest zu machen. Tatsächlich gab es in diesen weiten Gebieten regen Zuzug und eine Vermischung vieler Nationen, die auf Katharina die Große zurückgehen.

Original Audio Harry Brenner

Stelle dir vor, Deine Eltern sind Leibeigene eines Grundherren. Du weißt, das Du niemals etwas anderes werden kannst, als ein Leibeigener unter derselben Herrschaft – Leibeigenschaft war vererbbar.

Und Du erfährst von einem solchen Angebot.

Eigenen Grund und Boden besitzen? Herr über deinen eigenen Hof? Ohne Armut leben? Was würdest du tun?

Deine Eltern würden sagen, pack Deine Sachen und geh. Mach Deinen Weg, Junge, geh! Viele Familien taten genau das. Menschen machten sich zum Teil mit Leiterwagen und Handkarren auf den Weg und gingen zu Fuß los. Die Reise in das neue Land war elendig beschwerlich und zu Fuß war man mehr als 6 Monate auf dem Wege.

Das Gebiet Bessarabiens gilt noch heute als Kornkammer, so wie die Ukraine und das Wolgagebiet auch. Es war ein Landstrich am Schwarzen Meer zwischen den Flüssen Pruth im Westen und Dnister im Osten und im Übergang von den Karpaten zur osteuropäischen Steppe. Das südliche Drittel, sowie der nordwestliche Zipfel um die Stadt Chotyn gehören heute zur Ukraine. Die nördlichen und zentralen Gebiete sind heute Teil der Republik Moldawien und machen den Hauptteil dessen Staatsgebietes aus.

Fruchtbarer Boden und herrliche Aussichten auf ein gutes Auskommen. Das Klima kontinental gemäßigt. Diese Aussichten und die Versprechen der Russen ließen viele Menschen diese Reise ins Unbekannte antreten.

Angekommen fand man kaum mehr vor, als die raue Steppe, die man nun urbar machen und bestellen sollte. Es gab keine Siedlungen, Häuser oder Schuppen.

Menschen gruben Löcher in den Boden und überwinterten darin. Und diese Winter rafften anfangs viele grausam dahin. Die eisigen Winde aus den Steppen Russlands wehen ungebremsst in die neuen Kolonien und Väterchen Frost schuf klirrend kalte Winter, die kaum jemand der Einwanderer so zuvor erlebt hatte. Es waren harte Jahre des Aufbaues, die vor allem die Leben der älteren, geschwächten, Kranken und vieler Kinder forderte.

Alleine über diese Jahre der Entbehrungen, und was aus den Hoffnungen im Wandel der Zeiten wurde, ließe sich eine ganz Serie gestalten.

Nichtsdestotrotz erwuchsen in 125 Jahren Siedlungszeit aus etwa 9.000 Ansiedlern der ersten Jahre bis zu ihrer Aussiedelung um 1940 etwa 95.000 Deutschstämmige. So entstanden also ab 1763 die Wolgadeutschen und ab 1813 die Bessarabiendeutschen.

Die politischen Spannungen unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg hatten ihre Wurzeln im späten 19. Jahrhundert, als das Zeitalter des Imperialismus begann. Die europäischen Großmächte waren auf Eroberungen aus, und alle, bis auf Österreich-Ungarn, führten Kriege, um ihr Besitzrecht auf andere Kontinente auszudehnen. Die Völker begannen aufzurüsten.

Schon lange vor dem Juni 1914 waren die Vorbereitungen für einen Krieg in Europa in vollem Gange. Viele Länder hatten Bündnisse miteinander geschlossen. Darin verpflichteten sie sich zur gegenseitigen Hilfe im Kriegsfall.

Um 1914 war Europa in zwei Blöcke gespalten: Die Mittelmächte mit Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei, Bulgarien und Italien standen auf der einen Seite, auf der anderen die "Entente" mit Frankreich, Russland, Großbritannien, Portugal und vielen weiteren Staaten.

Österreich bildete mit Italien und Deutschland den Dreibund.

Später jedoch brach Italien diesen Bund und schloss sich den Alliierten an, da Ihnen die Briten in einem Geheimvertrag das Südtirol versprochen.

Über den Ausbruch des Krieges selbst und seinem Verlauf gibt es so viel zu lesen, das ich kaum darauf eingehen muss. Aber ich muss ein paar Eckpunkte erwähnen, denn die bereiteten den Boden für die nachfolgenden Ereignisse bis zum Beginn Harry Brenners Geschichte.

Der Versailler Vertrag von 1919 sorgte bei vielen Deutschen für ein Gefühl tiefster Demütigung. Er wies dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn die alleinige Kriegsschuld zu. Die Folgen für das Reich waren harte Wiedergutmachungszahlungen und größte Gebietsverluste.

Die sogenannten "Pariser Vororteverträge" kosteten Österreich-Ungarn und das Osmanische Reich ihre Existenz. Aus den beiden Vielvölkerreichen entstanden viele kleine Nachfolgestaaten. Die willkürlichen Grenzziehungen von damals sind bis heute Ursache für Spannungen und Konflikte.

Die Verträge von St. Germain mit Österreich 1919 und von Trianon mit Ungarn 1920 zerschlugen das Kaiser- und Königreich Österreich-Ungarn vollständig. Die Bruchstücke Österreich-Ungarns verteilen sich auf fünf andere Staaten, von denen drei völlig neu entstehen, nämlich die Tschechoslowakei, das Königreich Jugoslawien und Polen.

Österreich verliert außerdem Südtirol und seine Bewohner an Italien.

Ungarn verliert die Mehrheit seines Gebiets und seiner Bevölkerung an mehrere Nachbarstaaten.

Und so mussten unzählige Menschen, die Deutsch Österreichischer Herkunft waren, nun in ihnen fremden Ländern leben.

Die Konstituierende Nationalversammlung protestierte am 6. September 1919 öffentlich gegen den Vertragstext, der dem deutschösterreichischen Volk das Selbstbestimmungsrecht

und den „Herzenswunsch“, die „wirtschaftliche, kulturelle und politische Lebensnotwendigkeit“ verweigere: die „Vereinigung mit dem deutschen Mutterlande“. Man hoffe auf eine zukünftig mögliche Vereinigung, das Recht auf Einheit und Freiheit der Nation; 3,5 Millionen Deutschösterreichern werde nun eine „Fremdherrschaft“ auferlegt. Die Verantwortung für die zukünftigen Wirren liege bei dem „Gewissen jener Mächte, die trotz der Warnungen den Vertrag vollziehen werden“. Die wirtschaftlichen und finanziellen Bedingungen seien „undurchführbar“ und „politisch verhängnisvoll“.

Schon hier könnte man nahezu von einer Weissagung sprechen.

Freunde, der Nationalsozialismus ist keine Deutsche Erfindung oder eine Installation der Nazis gewesen. Schon der Attentäter von Sarajevo 1914 Gavrilo Princip war Mitglied einer nationalistischen Bewegung. Als Faschismus lebte er in Italien auf, es gab und gibt ihn in Frankreich ebenso wie in Spanien, Portugal – in den Hungerjahren danach flammte der fanatische Nationalismus speziell in Italien, Deutschland und Russland auf. Nach dem Weltkrieg erlebte er in den Diktaturen Afrikas eine Renaissance und es gab und gibt ihn seit den Bürgerkriegen in den USA.

Nationalismus trat geschichtlich überall da zu Tage, wo es dem Volk schlecht ging, Hunger und Not an der Tagesordnung waren und der Tod durch Armut reiche Ernte einfuhr. Der einfache Mensch beginnt sich nach einem starken Führer zu sehnen, jemandem, der die Not beende.

Dazu benötigt man nur noch ein Feindbild. An allen Stellen waren es Andersgläubige, Ausländer und Andersdenkende.

In den vielen Völkern damals, die nur die starke Hand ihrer Monarchien kannten und völlig ungeübt in Demokratie, war dieser Wunsch noch viel stärker ausgeprägt als heute – aber wer nun ein wenig hinausblickt, wird die Strukturen wiedererkennen. Nur das nicht Not der Antrieb ist, sondern Angst und Sorge, die sorgfältig vom Rechten Rand der Gesellschaft geschürt werden.

Die Bedingungen der Friedens-Verträge von Versailles und St. Germain haben etwas mit sich gebracht, was damals sogar der britische Premierminister Lloyd George erkannte und in einem Memorandum im März 1919 niederschrieb, wovon ich vor allem den letzten Absatz betonen will:

„Man mag Deutschland seiner Kolonien berauben, seine Rüstung auf eine bloße Polizeitruppe und seine Flotte auf die Stärke einer Macht fünften Ranges herabdrücken. Dennoch wird Deutschland zuletzt, wenn es das Gefühl hat, dass es im Frieden von 1919 ungerecht behandelt worden ist, Mittel finden, um seine Überwinder zur Rückerstattung zu zwingen. [...]

Um Vergütung zu erreichen, mögen unsere Bedingungen streng, sie mögen hart und sogar rücksichtslos sein, aber zugleich könnten sie so gerecht sein, dass das Land, dem wir sie auferlegen, in seinem Innern fühlt, es habe kein Recht sich zu beklagen. Aber Ungerechtigkeit und Anmaßung, in der Stunde des Triumphs zur Schau getragen, werden [uns] niemals vergessen noch vergeben werden. [...]

Ich kann mir keinen stärkeren Grund für einen künftigen Krieg denken, als dass das deutsche Volk, das sich sicherlich als einer der kraftvollsten und mächtigsten Stämme der

Welt erwiesen hat, von einer Zahl kleinerer Staaten umgeben wäre, von denen manche niemals vorher eine standfeste Regierung für sich aufzurichten fähig war, von denen aber jeder große Mengen von Deutschen enthielte, die nach Wiedervereinigung mit ihrem Heimatland begeherten.“

Dies ist ebenso wie eine der Weissagungen der Cassandra von Troja – ungehört verhallt und tausendfach als Wahrheit zurückgekehrt.

Aber: Auch beide Kriegsparteien hatten sich Nationalitätenprobleme in gegnerischen Staaten zunutze gemacht und sich in Abhängigkeiten begeben.

Eine generelle Rückkehr zu den Vorkriegsgrenzen war auch deshalb unmöglich und die Neuordnung nun mit jenen Problemen belastet, die die Grenzziehung zwischen Nationalstaaten unausweichlich mit sich bringt.

Der Nationalismus war der Geburtshelfer des Ersten Weltkrieges gewesen und die daraus neu entstandene Ordnung bildete den Grundstein für den 2. Weltkrieg.

Die Verträge von Versailles und St. Germain waren nur noch die Verschriftlichung eines Desasters, das lange vor dem 1. Weltkriege begann und das kaum 15 Jahre danach über Europa hereinbrach.



Schon 2 Jahre nach diesen Verträgen begann es in den neuen Staaten zu gären, hier entstand die Parole „Heim ins Reich“. 1921 – 23 entstanden mehrere Schriften mit diesem Slogan. Der Österreichisch-Deutsche Volksbund besaß seit 1924 einen Heim-ins-Reich Verlag, der bis zum Herbst 1933 eine monatliche Zeitschrift herausbrachte, in der die Vereinigung Österreichs mit Deutschland propagiert wurde.

1923 kaum 5 Jahre nach ihrer Gründung stand das neue Deutschland, als Weimarer Republik, wegen der Ruhrkrise vor seinem gewaltsamen Ende. Frankreich und Belgien besetzten das Ruhrgebiet, um die Reparationsleistungen aus den Verträgen nach Punkt und Beistrich einzufordern. Mit frei agierenden gewalttätigen Rechten Gruppierungen und einem Generalstreik versuchte die Regierung Deutschlands dagegen aufzubegehren.

Beispiellose Armut und Hungersnöte, ausgelöst durch Hyperinflation waren die Folge, die den losgelassenen rechten

Wehrverbänden immer mehr politischen Boden überließ und die sich letztlich ab 1933 als braune Flut über Europa ergoss.

Die Siegerstaaten des ersten Weltkrieges wollten Deutschland in einem politischen und wirtschaftlichen Würgegriff behalten und die Voraussagen der Proteste von 1919 und aus Lloyd George's eindringlichen Memorandums bewahrheiteten sich in einem unvorstellbarem Ausmaße.

Aus meiner persönlichen Sicht wurde mit besagten Verträgen die Basis für allen Fanatismus gelegt, der bis heute die Welt in einer menschenverachtenden Weise in eiskalter Umklammerung hält. Die Auswirkungen sind bis heute spürbar und in allen bilateralen Beziehungen bestimmend.

Auch hier glaube ich: Mehr brauche ich zu den Anfängen und zum späteren Ausbruch und Wahnsinn des 2 Weltkrieges nicht zu sagen, all das dürfte hinlänglich bekannt sein oder ist sehr einfach zu erfahren. Letztlich ist und bleibt es Fakt, dass sich alle an diesen Kriegen beteiligten Staaten und Nationen seit 1914 sagenhafter Gier schuldig machten und nicht gerade mit Ruhm bekleckert haben.

Auch Harry Brenners Vorfahren sind damals im 18. Jahrhundert aus dem Schwabenland nach Russland gezogen.

Noch heute steht das Heimathaus in Egenhausen im Schwarzwald.

Der Weg führte die Familie die Donau entlang südöstlich durch das spätere Jugoslawien bis nach Bessarabien. Die Dobrudscha mit der Hafenstadt Konstanza wurde neue Heimat und zugleich der letzte Aufenthaltsort der Familie Brenner in Rumänien. Dieses Gebiet wurde erst im Jahre 1878 Rumänien zugeschlagen und Konstanza wuchs zur größten Hafenstadt dieses Landes heran.

Aus dem Manuskript: Ein Stück Kindheit von Harry Brenner, um 1990:

Eigentlich hätte diese Aufzeichnung ein Brief an meine 75jährige Tante Irma in Albuquerque in New Mexiko werden sollen.

Sie ist die jüngste Schwester meiner Mutter und für mich eine der wichtigsten Persönlichkeiten meines Lebens. Abgesehen davon, dass sie schon viel von dieser Welt gesehen hat, verblüfft sie mich immer wieder mit ihrem aktuellen Wissen.

Mit diesem Schreiben wollte ich mich wieder einmal für einen Neubeginn in meinem Leben rechtfertigen. Ich kratzte in meiner Vergangenheit, zurück bis in meine Kindheit und wollte ihr damit die Hintergründe meines Verhaltens offenbaren.

Mir fiel so viel ein, dass ich ganz übersah, wie weit ich mich von einem harmlosen Briefe entfernt hatte.

Gerade ich und schreiben! Habe ich doch alles, was mit dem schreiben zu tun hat, immer abgelehnt.

Es wird dem Leser auch auffallen das hier ein Ungeübter am Werk war.

Ich möchte damit lediglich die Geschichte eines Lebensabschnittes festhalten.

Mir ist auch klar, das Lebensgeschichten in der heute sogenannten „Dritten Welt“ noch grausamer und vor allem in millionenfacher Weise erlebt werden. Und auch bei uns, in unserer Wohlstandsgesellschaft, gibt es solche. Hier sitzen auch die Drahtzieher, die die

Menschenwürde missachten, die Kriege beginnen, die mit Völkern und Kulturen umgehen, als wären sie Wegwerfprodukte, alles nur, um ihre unersättliche Gier nach Macht und Reichtum zu befriedigen.

Meine Geschichte soll eine Rückblende auf die damalige Zeit und ihre Probleme geben. Ich möchte kein Mitleid erwecken, sondern Missstände, Vorurteile und vor allem den Unverstand mancher Menschen aufzeigen.

Es ist dies natürlich eine rein subjektive Schilderung, die sich aus Erzählungen meiner Mutter, meiner Brüder und aus meinen eigenen Erfahrungen zusammensetzt.

Natürlich kann ich mich an die Zeit als Kleinkind nur wenig erinnern, doch diese wenigen, gravierenden und zum Teil schrecklichen Ereignisse gruben sich tief in mein Gedächtnis ein und hinterließen nachhaltige seelische Narben.

Am 24. August 1939 wurde zwischen Deutschland und der Sowjetunion ein Nichtangriffspakt unterzeichnet. Mit diesem versicherte sich das Nazideutschland die Nichteinmischung der Sowjetunion beim geplanten Angriff gegen Polen. In einem geheimen Zusatzprotokoll „für den Fall einer territorial-politischen Umgestaltung“ wurde den Deutschen der größte Teil Polens sowie Litauen und der sowjetischen Seite im Gegenzug das östliche Polen, Finnland, Estland, Lettland sowie Bessarabien zugeteilt.

In den letzten Tagen des Dezembers 1939 kam ich in Kobadin im südlichsten Zipfel Bessarabiens, der zu Rumänien gehörte, zur Welt.

Mein Vater Gotthilf Brenner war für die dortigen Verhältnisse ein tüchtiger Mechaniker und hatte sich mit einer eigenen Werkstätte eine Existenz geschaffen. Seine Vorfahren stammten aus dem schwäbischen Schwarzwald, dass sie im 18. Jahrhundert verließen um nach Russland auszuwandern.

Die Werkstätte und das Wohnhaus standen, wie schon erwähnt, in Kobadin.

Die Eltern meiner Mutter Beatrice stammten aus den Gebieten, von denen derzeit viel in den Medien zu hören ist (Anmerkung: Man bedenke die Zeit, aus der das Manuskript stammt).

Die Großmutter stammt aus Libau, einer Hafenstadt an der Ostsee in Lettland, unweit der Litauischen Grenze. Der Großvater wurde in Senftenberg an der Niederlausitz in der, heute zerbröselnden, DDR geboren.

Soviel ich erfahren konnte, hielten sich die Eltern meiner Mutter lange Zeit in Riga, der Hauptstadt Lettlands, auf und heirateten dort. 1898 verließen sie Lettland und siedelten sich, des Klimas wegen, in Odessa an der Schwarzmeerküste an.

Ich erinnere mich noch an die lächerlichen Streitgespräche meiner Eltern, in denen sie sich über die Herkunft meiner Mutter nicht einigen konnten. Mutter war überzeugt, dass ihr Vater deutscher Abstammung war, obwohl der Name „Greschko“ nicht gerade deutsch klingt.

Was für uns heute vollkommen belanglos erscheint, dürfte in ihrer Vergangenheit von großer Bedeutung gewesen sein.

Mein Vater war der Überzeugung, das sein Schwiegervater Pole gewesen sei, der sich durch seine kommunistische Gesinnung zu Russland hingezogen fühlte und wohl deshalb nach Odessa ging.

Mutter war hingegen überzeugt, das ihr Vater, der schwer Lungenkrank war, Riga nur verließ, um ein milderes Klima genießen zu können.

Man kann sich kaum vorstellen, welche politischen und sozialen Turbulenzen damals in dieser Zeit, vor und nach der russischen Revolution und während der Stalin Ära in diesem Teil Europas herrschten. Odessa war damals, als meine Großeltern sich dort aufhielten, erst 120 Jahre alt und eine betriebsame Hafenstadt geworden. Ein Schmelztiegel der Nationen, in dem Juden, Deutsche, Franzosen und Russen, Ukrainer sowie eine große Anzahl Türken, Tataren und Armenier lebten.



Beatrice Gretschko und Gotthilf Brenner als unverheiratetes Paar, 1928

Es war erst 17 Jahre her, dass man den Zaren Alexander II., der die Leibeigenschaft abschaffen lies, ermordet hatte. Dieser Mord wurde speziell von den dort lebenden Deutschen als ekelerregend und abscheulich angesehen. Waren sie doch die Musterschüler des reformfreudigen Zaren gewesen.

Neue politische Strömungen bildeten sich, erste sozialistische Parolen wurden lautstark verkündet und emotionsgeladene Bewegungen prallten aufeinander.

Ich kann mir gut vorstellen, das sich ein 27jähriger Mann, so alt war der Vater meiner Mutter damals, der auch ein interessierter und intelligenter Mensch gewesen sein soll, von der allgemeinen Aufbruchstimmung angezogen fühlte. Aber es muss auch beängstigend gewesen sein, die aus allen Fugen

geratene Gesellschaftsordnung mitanzusehen.

Ob es die Angst war oder die herannahende Hungersnot, die sie bewog, Odessa wieder zu verlassen, werde ich nie mehr erfahren. Fest steht, dass sie sich in Bessarabien, dem Zankapfel zwischen Russland und Rumänien niederließen. Dieses Gebiet wurde einmal von den Russen vereinnahmt, dann wiederum von Russen. So kam es, dass zwei unserer Familienangehörigen kurioserweise zwar in der selben Stadt geboren wurden, dennoch aber in zwei verschiedenen Staaten.

Mein Großvater starb in Sarata, das heute in der Ukraine liegt, mit 46 Jahren an Tuberkulose und hinterließ Großmutter mit sieben Kindern. Durch die folgenden Umstände musste sie all ihr Hab und Gut verkaufen und verarmte bald darauf.

Großmutter war Weißwäsche Näherin und ging in die Herrschaftshäuser nähen um die Not zu lindern, und kam oft wochenlang nicht nach Hause. In dieser Zeit übernahm meine damals 10jährige Mutter den Haushalt. Sie war das älteste Mädchen, besuchte daher kaum die Schule und war auch später nicht in der Lage, einen Beruf zu ergreifen.

Das einzige was man ihr beibrachte war schuften und das musste sie auch zur Genüge tun. Ihre spärliche Freizeit verbrachte sie vorwiegend im Kreise ihrer russischen Bekannten, die, wie sie selbst, am untersten der sozialen Leiter angesiedelt waren. Mutter beherrschte daher die russische Sprache, tanzte leidenschaftlich den Kasatschok und kannte viele Speisen aus diesem Land, die sie auch vorzüglich zubereiten konnte. Auch mit dem Wodka kam sie früh in Berührung, was ihr später zum Verhängnis werden sollte.

Mein Vater kam 1905 im bessarabischen Lichental, in der heutigen Ukraine, das aber damals gerade zu Russland gehörte, zur Welt und wurde auf den Namen Gotthilf getauft. Eine Wahl, mit der er zeitlebens unglücklich war. Abgesehen davon, dass der Name später in Österreich nicht üblich war, war sein Verhalten alles andere als „Gottes Hilfe“ gewesen.

Als ältester Sohn seiner Familie wurde er schon früh zur Arbeit angehalten. Sein Vater soll ein grober, strenger, aber gerechter Patriarch gewesen sein. Eine Schule dürfte mein Vater nur selten besucht haben, denn er konnte kaum rechnen und rechtschreiben. In Rumänien verursachte das kein besonderes Hemmnis, doch als er später in Österreich die Meisterprüfung nachholen musste, war das Erlernen des Grundschulstoffes für ihn ein nahezu unüberwindliches Hindernis.



Mechanikerwerkstätte in Kobadin, Mitte Tor: Gotthilf Brenner mit Schweisserbrille, Am Motorrad die Söhne vorne Ewald dahinter Gerhard, drei Lehrlingsbuben auf und neben dem Wagen.

Durch seine außerordentliche Geschicklichkeit und sein scharfes logisches denken wog er diese Schwäche aber doppelt auf. Dazu kam, dass er einen starken Tatendrang und Erfindergeist besaß, der ihm so manche Anerkennung einbrachte. Es gab kaum ein technisches Problem das er nicht zu lösen vermochte. Er strebte stets die Selbständigkeit und Unabhängigkeit an, die er sich großteils auch in seinem Leben erschuf. Schon in jungen Jahren, er war bereits verheiratet, gründete er schon erwähnte Mechaniker-Werkstatt in Kobadin. Diese gute Existenz wurde nur getrübt durch die unüberwindbaren Gegensätze der beiden Ehepartner. Mutter, die sich unverstanden und einsam fühlte, war enttäuscht von der Gefühlskälte meines Vaters, der nicht imstande war, ihr die Zärtlichkeit und Anerkennung zu geben, die sie so notwendig gebraucht hätte, zu geben.

Heute verstehe ich meine Vater. Man kann nur das weitergeben, was man selbst erfahren durfte.

Mutter zog sich enttäuscht aus der Ehe zurück in das Leben, welches sie von früher kannte. Sie verkehrte wieder mit jenen Leuten – den Russen – mit denen mein Vater nichts zu tun haben wollte.

Original-Audio

Nach dem Hitler-Stalin Vertrag kam im Jahre 1940 der Aufruf: „Alle Deutsche heim ins Reich!“



Der Großteil der deutschen Siedler in ihren Städten und Dörfern war „deutscher“ als die Deutschen, so wie sich eben Minderheiten immer verhalten.

Hitler versprach ihnen alles das zu ersetzen, was sie in ihrer Heimat zurücklassen mussten.

Niemand von ihnen zweifelte an Hitlers Versprechen, obwohl es Vielen nahe ging, ihre Güter, Mühlen, Werkstätten, Schulen und Krankenhäuser zurückzulassen.

Letztlich sollten wir dem Schicksal dankbar sein, denn diejenigen, die in der Heimat blieben wurden denunziert, verschleppt und mussten, wenn sie überhaupt überlebten, bis in die heutige Zeit unter widrigsten Bedingungen als diskriminierte Minderheit in den kommunistischen Ländern ihr Leben verbringen.

Auch die Eltern Harrys folgten diesem Aufruf und landeten 1941 in Österreich. Sie kamen als Umsiedler in ihr erstes Auffanglager nach Gutenstein in Niederösterreich im prächtigen Jagdschloss des Grafen Hoyos. Dieses Schloss wird noch heute von einem wunderschönen Park umgeben, der von einem hohen Schmiedezaun von der Umgebung abgegrenzt wird. Dieser Zaun sollte die Umsiedler damals von den Gutensteinern abhalten.

Die Bevölkerung des Tales sah diese Menschen damals als „Wilde“. Als Harry sich später, als junger Mann, öfter in Gutenstein aufhielt, erzählte man ihm von den Vorurteilen. Die Fremden kamen mit Pelzmützen, Stiefeln, fremdartigen Trachten und sprachen einen harten, unverständlichen Dialekt. Und diese wilden, undisziplinierten Kinder!

Man war für die Gutensteiner nur unwillkommene Fremde, die man „Tschuschen“ schimpfte.

Fremde Heimat

Reaktionen auf Folge 1: Harte Zeiten

Zum ersten Mal, seit ich Against Fate gegründet habe, erreichen mich schon nach der ersten Folge einer Staffel derart viele Zuschriften, sodass ich sie nicht mehr alle schriftlich beantworten kann.

Für die vielen Worte des Lobes und der Begeisterung kann ich nur Danke sagen!
Vielen Dank, es bedeutet mir viel und bestätigt mir, das ich genau das tue, was ich am meisten liebe!

Zwei Fragen, die mir in dieser oder ähnlicher Form mehrfach gestellt wurden, möchte ich hier öffentlich beantworten.

Herr Harald P. fragte:

Weshalb haben Sie in der Geschichtlichen Betrachtung nicht auch die entsetzlichen Verbrechen gegenüber den Juden in Deutschland erwähnt, oder werden Sie darauf noch eingehen?

Harald, Nein, nicht in dieser Staffel.

Denn das ist inhaltlich nicht worauf es diesmal ankommt.

Wenn Sie meinen Podcast kennen, dann wissen Sie, das ich mich mit Überlebensgeschichten beschäftige. Mir ist wohl klar, das es derer Viele gäbe, wenn man Überlebende der Konzentrationslager befragte oder deren Bücher zu Rate zöge – aber hier geht es um die Geschichte Harry Brenners.

Und um diese zu verstehen, war aus meiner Sicht zwar ein kleiner Abriss der Vorgeschichte nötig die zu seinem Schicksal geführt haben, aber die Gräuel der KZs oder Judenverfolgung sind nicht Teil seiner Geschichte.

Vielleicht produziere ich einmal eine Staffel zu jüdischen Überlebenden, dann werde ich ebenso sorgfältig auf die dort nötigen Vorgeschichten eingehen. Wenn Du mir ein solches Schicksal bekannt machen kannst, evtl. auch verifizierbare Unterlagen dazu hast, wäre ich aber sehr dankbar.

Frau Ines fragte:

Warum hat man denn die Deutschen, als sie in Gutenstein ankamen, als Tschuschen beschimpft, was bedeutet das?

Liebe Frau Ines! Die Antwort auf die erste Teilfrage ist ist: Aus Überheblichkeit und Ablehnung gegenüber den Fremden, die man für primitiv, wild und unerzogen hielt.

Für die Bedeutung spielt die Entstehung des Wortes Tschusch eine Rolle.

Darüber gibt es 3 Theorien, die ich nun nicht alle näher erläutern werde, aber mit Tschuschen wurden in Österreich früher speziell Angehörige der Slawischen Völker und Orientalen bezeichnet. Die Bessarabier, in unserem Falle, kamen aus einem Teil der Welt, der einmal Osmanisch, also Türkisch, eben orientalisches, war.

In einer der Theorien, der ich viel abgewinnen kann, leitet sich das Wort von einem Ausruf von serbokroatischen Lastentreiber (Eseltreiber) ab, die mit „Tschusch“ ihre Tiere antrieben.

Diese selbst erbten dies als Bezeichnung für ihren Berufsstand – der Tschusch war also ein Lasten oder Eseltreiber.

Im Zuge der Okkupation Bosnien und Herzegowinas durch Österreich-Ungarn im Jahre 1878 sei dann diese Bezeichnung für die neue Volksgruppe verwendet worden.

Tschusch, Eseltreiber oder auch Kameltreiber wurden und werden noch heute leider gerne als Abwertung fremder Kulturen verwendet, um eine wohl rassistisch überhebliche Gesinnung zum Ausdruck zu bringen.

Die weitaus meisten Fragen, die mich erreichten, beschäftigen sich aber mit den Umständen des Umsiedeln selbst. Warum mussten die Deutschstämmigen überhaupt Umsiedeln, wie ging das von statten, war es freiwillig oder wurde man gezwungen dazu? Dies bedarf etwas mehr Betrachtung, weshalb eine ausführlichere Antwort darauf Unterstützern und Unterstützerinnen von Against Fate vorbehalten ist.

Ich zitiere Abschnitte aus dem 2006 in der freien Universität Berlin erschienenem Text Ute Schmidts „Heim ins Reich?“:

Am 23. August 1939 wurde in Moskau der „Deutsch-Sowjetische Nichtangriffsvertrag“ unterzeichnet. Schon eine Woche später, am 1. September 1939, marschierte die Deutsche Wehrmacht in Polen ein. Dem deutschen Angriff folgte – nach der Niederlage Polens – am 17. September die sowjetische Okkupation Ostpolens. Bereits einen Tag nach der Kapitulation der polnischen Armee am 27. September 1939 wurde die neue Demarkationslinie in einem „Deutsch-Sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag“ besiegelt.

[Anmerkung: Diese Linie umfasste nicht nur Polen sondern auch andere Staaten – höre dazu Folge 1. Zwangsläufig ergaben sich daraus Konsequenzen für die hinter dieser Demarkationslinie seit Generationen lebenden deutschen Minderheiten ...]

Am 28. September 1939 trafen die beiden Vertragspartner daher in einem zusätzlichen „Vertraulichen Protokoll“ zum Grenz- und Freundschaftsvertrag eine grundsätzliche Übereinkunft über die Möglichkeit der Umsiedlung bestimmter Bevölkerungsgruppen aus ihren jeweiligen Interessenzonen. Die sowjetische Seite erklärte sich bereit, „den in ihren Interessengebieten ansässigen Reichsangehörigen und anderen Persönlichkeiten deutscher Abstammung, sofern sie den Wunsch haben, nach Deutschland oder in die deutschen Interessengebiete überzusiedeln, hierbei keine Schwierigkeiten“ in den Weg zu legen. Sie erklärte sich zudem „damit einverstanden, dass diese Übersiedlung von Beauftragten der Reichsregierung im Einvernehmen mit den zuständigen örtlichen Behörden durchgeführt wird und dass dabei die Vermögensrechte der Auswanderer gewahrt bleiben“.

Die deutsche Reichsregierung übernahm eine entsprechende Verpflichtung für Personen ukrainischer oder weißrussischer Herkunft, welche die deutsche Interessenzone verlassen wollten. In dem folgenden, von deutscher und sowjetischer Seite gemeinsam in Gang gesetzten „Bevölkerungstransfer“ wurden von 1939 bis 1941 über eine halbe Million Deutsche aus Estland, Lettland, Litauen und dem Narewgebiet sowie aus Wolhynien, Galizien, Bessarabien und der Bukowina umgesiedelt.[...]

Bei der deutschen Minderheit hatte die sowjetische Annexion Bessarabiens einen tiefen Schock ausgelöst. Denn über die Folgen der Sowjetisierung im benachbarten Südrussland –

die Kollektivierung und Verfolgung von „Kulaken“, Hungersnot und Massensterben, politische Repression und Deportation – war man in Bessarabien bestens informiert.

Die Befürchtung, es werde sie nun doch das Schicksal ereilen, dem sie 1918 durch die Angliederung ihrer Heimat an Rumänien entgangen waren, aber auch die tiefen Einschnitte im Alltagsleben in der gut zwei Monate dauernden Interimsphase bis zur Aussiedlung und nicht zuletzt das stark idealisierte Deutschlandbild trugen mit dazu bei, dass die übergroße Mehrheit der Deutschen die Umsiedlung letztlich als einzigen Ausweg ansah.

[...]

In den deutschen Gemeinden wurden die deutschen Amtsträger entlassen und neue Dorfsowjets gebildet. Diesen waren wiederum „Bezirkskomitets“ übergeordnet, in denen russische Kommunisten den Ton angaben. Auch das Wirtschaftsleben wurde umstrukturiert und der private Handel aufgelöst. Im Unterschied zu dieser schleichenden Enteignung wurde der Besitz der deutschen Bauern vorerst nicht angetastet. Sie mussten aber noch die Ernte einbringen und hohe Zwangsabgaben entrichten, um nicht der „Sabotage“ bezichtigt zu werden. Zwar wurde die deutsche Bevölkerung Bessarabiens, von einzelnen Schikanen und wenigen Verhaftungen abgesehen, von den sowjetischen Truppen und Behörden im allgemeinen korrekt behandelt. Sie bekam jedoch mit, was Angehörigen anderer Nationalitäten geschah und konnte daraus schließen, wie im Fall ihres Bleibens auch mit ihr verfahren würde.

So schrieb der deutsche Pastor Erwin Meyer rückblickend: „Von den Deutschen wurde fast niemand verschleppt, von den Russen, Bulgaren und reichen Juden dagegen sehr viele. Uns Pastoren tat niemand etwas, die orthodoxen Geistlichen jedoch mussten sofort ihre Amtstracht ablegen, Kopfhaar scheren und Bart rasieren. [. . .]

Von uns Deutschen wurde niemand aus seiner Wohnung geworfen, Andersnationale wohl. Deutsches Vermögen wurde nicht enteignet, oder doch gleich wieder zurückgegeben, anderes wohl. Erst kurz vor unserer Abfahrt wurden Fabriken, Mühlen und die Kirchen nationalisiert. All dies danken wir dem deutschen Schutz.“

Demzufolge war es den Deutschstämmigen wohl weitestgehend freigestellt, ihre bisherige Heimat zu verlassen. Für detailliertere Informationen zur Umsiedlung und Konsequenzen empfehle ich besagten Text zu studieren, einen Link dazu findet ihr in den Quellenangaben dieser Serie.

In dieser Serie wird durchaus auch die familiäre Geschichte Harrys eine Rolle spielen. Ich möchte zwar weitestgehend allzu persönliches Ausklammern, dennoch ist manches doch sehr notwendig, damit man verstehen kann, welche Auswirkungen derart traumatische Erlebnisse auf die Familie und die Folgegenerationen hat.

Hierin offenbart sich auch die Botschaft, die ich schon in der ersten Folge ausführlich angeschnitten habe. Um zu verstehen, wie eine Geschichte endet, muss man verstehen, wie sie begann.

So manches Urteil beginnt relativ zu werden, würde der Mensch nur über den Tellerrand seiner

eigenen Geschichte hinwegsehen und sich den Vorgeschichten und Wurzeln derselben zuwenden. Bevor ich fortfahre, möchte ich ein Zitat von Friedrich Christoph Oetinger bemühen.

„Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann und die Weisheit, das Eine vom Andern zu unterscheiden.“

Für mich persönlich habe ich deshalb eine Prämisse im Leben: Was ich verstehe, kann ich akzeptieren.

Ich kann vieles tolerieren, also erdulden – aber um etwas wahrhaftig anzunehmen, es zu akzeptieren, muss ich es zuerst verstehen.

Was ich akzeptieren kann, verursacht keinen Schmerz, Angst oder Sorge mehr – ich habe also seine Wirkung auf mich verändert. Das ist der Mut.

Auf vieles gibt es kein Warum, es gibt keinen Grund. Aber, das kann ich erst dann wissen, wenn ich zunächst überhaupt erst versuche, darauf eine Antwort zu finden. Und dann kann ich auch verstehen, das es oft keine Antwort gibt – womit ein Akzeptieren ebenso möglich wird. Das ist die Gelassenheit.

Die nötige Weisheit, um den Unterschied zu erkennen, gewinne ich im Verstehen.

Fremde Heimat

„Gutenstein war und ist auch heute noch ein schöner, verträumter Ort, umgeben von dicht bewaldeten Bergen. Die Umgebung war immer schon Jagdgebiet und Erholungsraum und vor allem wegen dem Mariahilfberg als Wallfahrtsort bekannt. Von dieser Zeit zeugen noch viele schöne Villen.“

Die Bevölkerung dieser Gegend wurde damals mit Menschen konfrontiert, die aus den weiten Steppen Bessarabiens kamen, aus dem riesigen Donaudelta, wo man etliche Tagesreisen benötigte, um es mit dem Pferdewagen zu durchqueren. Oder sie kamen aus der Dobrudscha, einem hügeligen, mit weiten Feldern und Auen bedeckten Land, das verbunden ist mit der Schwarzmeerküste. Und von der Hafenstadt Konstanz, die ein Flair von Weltoffenheit, Eleganz und geschäftigem Treiben vermittelte.

Wir kamen aus einem Land, wo Türken und Armenier, Deutsche und Juden, Russen und Bulgaren gemeinsam lebten. Keiner fühlte sich diskriminiert, es war ein freies Land.“

Als die Familie Brenner 1941 das Lager Gutenstein erreichte, war mehr als ein Monat seit ihrer Abreise in Kobadin vergangen. Mit dem Donauschiff ging es bis nach Belgrad, danach per Bahn bis nach Gutenstein. Harry war etwa anderthalb Jahre alt.

Die Kriege Deutschlands haben sich ausgeweitet, inzwischen ist seit März 41 auch der Krieg gegen Russland beschlossen, die deutsche Wehrmacht steht in Italien gegen die Briten und weiter östlich gegen Jugoslawien sowie Griechenland und selbst die USA mischt sich als Bündnispartner und Lieferant in den Krieg ein. Im Juni geht Deutschland mit Italien, Finnland, Rumänen und kurz darauf Ungarn gegen Russland vor.

Harrys Mutter Beatrice war bei der Abreise in Kobadin im 5. Monat schwanger.

Sie hatte zu diesem Zeitpunkt bereits ihre 5. Geburt hinter sich.

Ein Mädchen, das zwischen Harrys älteren Brüdern, Gerhard und Ewald, zur Welt kam und Hedwig getauft war, starb mit 9 Monaten an Lungenentzündung und ein weiteres, so erzählte die Mutter später, starb unmittelbar nach seiner Geburt.

Beatrice Brenner war also bei der Ankunft in Gutenstein 6 Monate schwanger und litt an einer Venenentzündung. Dem Erachten Herrn Brenners nach hat die lange Reise und die Schwangerschaft zu dieser, leider schweren, Entzündung beigetragen. Frau Brenner wurde in das Spital nach Wiener Neustadt eingewiesen.

In dieser Zeit herrschte bereits akuter Mangel an Ärzten und Schwestern, denn das gut ausgebildete Personal wurde an den Fronten des Krieges gebraucht.

Zurück blieben alte oder im Schnellverfahren ausgebildete Mediziner und den Schwesterndienst übernahmen damals in Wiener Neustadt katholische Ordensschwestern. Hinzu kam, dass es wenig bis kaum Medikamente gab.

Das betroffene Bein von Beatrice Brenner wurde dort sofort eingegipst. Zu jener Zeit war es durchaus üblich, bei Thrombosen und Venenentzündungen am Bein dieses im Gips ruhig zu stellen, um damit ein Lösen von Blutgerinnseln zu verhindern. In diesem Fall jedoch ein fataler Fehler.



Im Lager Gutenstein 1941, links Gerhard, auf dem Stuhl Harry, Beatrice und Ewald Brenner

Original Audio Harry Brenner

Beatrice Brenner bekam qualvolle Schmerzen. Sie bat viele Male die Ärzte und Glaubensschwwestern, ihr den Gips zu entfernen, denn sie hielt dies grausamen Schmerzen kaum aus.

Eine der Ordensdamen tadelte sie:

„Jammern sie nicht, die Soldaten an der Front müssen viel Schlimmeres aushalten“.

Beatrice's Martyrium sollte 4 Wochen dauern. Endlich entfernte man ihr den Gips, doch es war zu spät.

Der Fuß war schwarz und abgestorben.

Der zuständige Arzt beschloss als Erstes, die Schwangerschaft zu unterbrechen und ihr das bereits sieben Monate alte Kind zu nehmen. Danach wurde das linke Bein unterhalb des Knies amputiert.

Kannst du dir vorstellen, wie Frau Brenner sich gefühlt haben muss?

Ohnehin schon psychisch angeschlagen wegen der verlorenen Kindheit und einer Ehe mit einem Mann, der ihr nicht die Liebe geben konnte, die sie sich ersehnte.

Sie musste ihre Heimat, ihre Freunde aufgeben und fand sich wieder in einem Land, in dem man sie nicht mochte und bei Ärzten, die ihr nicht glaubten und letztlich auch noch des Kindes und ihres linken Beines beraubten. Was das mit ihr getan hat, sollte ihren weiteren Weg im Leben maßgeblich bestimmen.

Harry Brenner schreibt:

Rückblickend bin ich der Meinung, das Mutter weder einen gesunden Mutterinstinkt besaß, noch Kenntnisse darüber, wie man Kinder großzieht. Das führte dazu, das von 7 Geburten nur 4 Kinder überlebten. (Anmerkung: Schwester Gerlinde war zu dem Zeitpunkt, um den unsere Geschichte sich gerade bewegt, noch nicht geboren). Die anderen starben an Lungenentzündung oder Unterernährung, mit Ausnahme des einen, das ihr während der Amputation entfernt werden musste. Aussagen meines Vaters später bestätigten diese Meinung noch.

Meine beiden älteren Brüder hatten das Glück, dass sie unter der Obhut unserer Großeltern väterlicherseits ihre Krisenjahre gut überstanden, wogegen mein eigenes Leben bereits in der 8 Lebenswoche am seidenen faden hing.



Die lagerfrauen, hier in Frain an der Thaya, heutige Tschechei, Beatrice Brenner Mitte stehend (hinter der Frau mit weißer Schürze) sich am vorderen Stuhl festhaltend, da sie zu dieser zeit bereits nur noch ein Bein hatte

Zu dieser Zeit in Kobadin war meine Vater oft tagelang unterwegs um Geld zu verdienen. Nur durch Zufall kam er an diesem Abend nach Hause und fand mich todkrank im Bette liegend.

Er wickelte meinen reglosen Körper in eine Decke und rannte mit mir ans Ortsende, wo ein jüdischer Arzt seine Praxis hatte.

Nachdem der mich untersucht hatte, sagte er: „Brenner, Dein Büble ist todkränk, es hat Lungenentzündung. Überlebt es diese Nacht, bleibt dein Büble am Leben“

Er zog eine rote Spritze auf, injizierte sie und beobachtete mich eine kurze Weile, dann schickte er uns nach Hause.

Warum meine Mutter diesen Arzt nicht schon früher aufgesucht hat, lässt sich von mir nur so vermuten: In den armen Verhältnissen, in denen sie aufwuchs, konnte man sich einen Arztbesuch kaum leisten. Staatliche Krankenkassen gab es nicht. Die wenigen Ärzte, die weit verstreut in den ländlichen Gebieten ordinierten, verlangten dementsprechend hohe Honorare. So blieb den armen nur, sich mit mittelalterlichen Methoden zu behandeln, alte Frauen oder Hebammen zu Rate zu ziehen.

Diese Gewohnheit und auch ihre Abneigung gegen Ärzte, die darauf beruhte, das die Arztkosten für ihren kranken Vater das gesamte vermögen der Familie verschlang und sie verarmen lies, ohne das dessen Leben gerettet werden konnte, waren wohl die gründe

dafür, das sie mich krank im Bette liegen lies – es der Natur überließ, ob ich gesund werde, oder nicht.



Umsiedler des Lagers Frain an der Thaya

Wie bereits erwähnt, waren die Aussiedler deutscher als die Deutschen – wie es in Minderheiten oft so ist. Damit ist gemeint, das unter den Deutschstämmigen, das „Deutsch sein“ hochgehalten wurde.

Man war gewissermaßen stolz auf die ethnische Herkunft, man war eben Deutscher.

Ich denke bei diesen Worten auch an die Juden der früheren Tage, zum Beispiel an die ägyptischen Geschichten. Egal wie sehr man die Menschen dieses Volkes verfolgte, versklavte und ihrer Fähigkeiten wegen missbrauchte – immer glaubten sie an ihr Judentum, an ihr gelobtes Land ihrer Herkunft. Immer glaubten sie daran, das bessere Volk zu sein, für das ihr Herr und Gott einen besonderen Weg bereithielt.

Das Deutschlandbild der Bessarabier war ähnlich verbrämt mit idealisiertem Stolz und Glanz. Sie als Deutsche in fremden Landen waren in einer Welt, die rundherum zusammenbrach noch immer ein freies Volk. Sie waren Deutsche!

Als diese nun in ihr heißgeliebtes Vaterland heimkehrten, wurden sie – fernab von Deutschland – in Schlösser, Schulen und andere Unterkünfte gepfercht.

Es ging ihnen wie den harmlosen jungen Stieren, die von den saftigen Weiden der Sierras geholt werden, um sie einzusperren und so lange zu peinigen, bis sie endlich böseartig werden und schließlich den ihnen vorgesetzten Feind in blinder Wut angreifen.

Original Audio 21.25

Stolz und Selbstbewusstsein der Bessarabier zermürbten in der allgegenwärtig aus Lautsprechern und Volksempfängern schallenden Propaganda. Sie bekamen nachhaltig etwas eingepflegt, was sie so nicht kannten: Vorurteile gegenüber anderen Völkern. Hass und Angst auf die Russen, die Alliierten Mächte, auf jeden, der ihnen das geliebte Vaterland nehmen wollte.

Nur wenige Tage nach der Amputation, bekam Beatrice Brenner hohes Fieber. Die frische Wunde hatte sich entzündet. Daraufhin musste ihr abermals ein Stück des Beines abgenommen werden, diesmal oberhalb des Knies.

Das war zu viel für die arme Frau.

Da lag sie, mit 34 Jahren, von den Ärzten aufgegeben, im Sterben.

Beatrice hatte sich mit dem Tode bereits versöhnt, ihr Lebenswille war nun vollends gebrochen. Pastor Schmid, ein evangelischer Pfarrer, kam, um ihr die letzten tröstenden Worte mitzugeben.

*Wie mir Mutter viele Jahre danach des Öfteren erzählte, war Vater damals, als der Pfarrer ihr den letzten Segen gab, ebenfalls anwesend. Und als dieser das Zimmer verlassen hatte, kniete Vater sich neben ihr Krankenbett und weinend klagte er:
„Im Lager warten drei Buben auf Dich, auch mir fehlst Du sehr!“*

Dank ihres robusten und ansonsten gesunden Körpers überwand sie den Tod. Mit ein Grund dafür war vielleicht auch die Erkenntnis, das auch sie im Leben ihres Mannes eine Bedeutung hatte, etwas, das er ihr nur selten zu spüren gegeben hatte.

Körperlich erholte sie sich langsam, wohingegen sich ihr psychischer Zustand nicht mehr verbessern sollte.

Teilnahmslos lag sie im Bett, sprach kaum und wollte auch nicht angesprochen werden. Nur Pastor Schmid, der sie allwöchentlich besuchte, öffnete sie ihre Seele. Ihm vertraute sie ihr vergangenes Leben, ihre Zukunftsängste und Sorgen an. Er versuchte stets ihr Hoffnung und Zuversicht zu geben.

Doch das Schicksal hatte noch viel für sie geplant und der nächste Schlag lies nicht lange auf sich warten.

Die Ärzte sagten Frau Brenner, das nach der letzten Operation der abgesägte Knochen zu weit aus dem Fleisch ragte und die Nervenstränge offen lagen. Um späteren Komplikationen vorzubeugen und auch, weil in diesem Zustand das Tragen einer Prothese unmöglich wäre, rieten sie ihr zu einer erneuten Operation.

Es muss Anfang der 1960er Jahre gewesen sein, als ich mich ein letztes mal mit ihr über ihre leidvollen Erlebnisse unterhielt und ich sie fragte, wie sie denn auf die letzten Operationsvorschläge der Ärzte reagiert habe.

„Es war mir alles egal geworden. Todesangst hatte ich nicht mehr und ob der Stumpf nun noch kürzer werden sollte berührte mich auch nicht mehr.“

Sie ließ sich darauf ein. Zum dritten mal wurde ihr ein Stück des Beines abgenommen wodurch der Stumpf nur noch 10 cm Länge hatte. Von dieser OP erholte sie sich rascher als zuvor, ihr Seelenzustand blieb aber so trist. Das Personal, das nach der Genesung versuchte, ihr den Umgang mit den Krücken bei zu bringen hatte es gewiss nicht leicht. Schon beim ersten Versuch verfiel sie in Weinkrämpfe und Zornausbrüche, dabei verfluchte sie immer wieder ihr Schicksal, ihr weiteres Leben und dass sie überhaupt überlebt hatte.

Wenn Harry Brenner zurückblickt, dann muss er eingestehen, dass ihr tatsächlich viel Leid erspart geblieben wäre.

Seit der Ankunft in Gutenstein sind inzwischen 9 Monate vergangen, als Beatrice Brenner in das Lager zu ihrer Familie zurückkehrte.

Name: BRENNER														
(bei Frauen auch Mädchennamen) Brescho														
Vorname: Beatrice														
Geburtsort: 24. Februar 1907														
Geburtsort: Jarat														
Staat: Rumänien														
Beruf: Hausfrau														
Familienstand: verheiratet														
Wohnort: Kobadin														
Bisheriger Wohnort: Kobadin														
<table border="1"> <thead> <tr> <th>Wohnort</th> <th>Wohnzeit und Geburtsort</th> <th>Geschlecht</th> </tr> </thead> <tbody> <tr> <td> </td> <td> </td> <td> </td> </tr> <tr> <td> </td> <td> </td> <td> </td> </tr> <tr> <td> </td> <td> </td> <td> </td> </tr> </tbody> </table>			Wohnort	Wohnzeit und Geburtsort	Geschlecht									
Wohnort	Wohnzeit und Geburtsort	Geschlecht												

Personenbeschreibung
 Größe: **156** cm
 Gewicht: **48** kg
 Augenfarbe: **blau**
 Haarfarbe: **braun**
 Familienstand: **verheiratet**

Unterschrift: **Beatrice Brenner**
 (Unterschrift des Inhabers)
 Gutenstein, den **7. 4. 1948**
 (Stellende Behörde)
 Unterschrift: **W. W. W.**
 (Unterschrift des stellvertretenden Beamten)

Ausweis Beatrice Brenners, Das Foto dieses Ausweises wurde während des Aufenthaltes im Krankenhaus angefertigt.

Durch die Invalidität meiner Mutter wurde Vater vom Kriegsdienst freigestellt und bekam eine Anstellung in der sogenannten Feuerwerksanstalt – auch Raketendörfel genannt – auf dem Gelände der ehemaligen Wöllersdorfer Werke, einem Munitionshersteller der K&K Monarchie - bei Wiener Neustadt. Dieses Gelände war unter der Ägide Deutschlands zu einem Luftpark für den nahegelegenen Flughafen Wiener Neustadt ausgebaut und genutzt worden. Längere Zeit fuhr er mit der Bahn von Gutenstein nach Wiener Neustadt zur

Arbeit, später erhielt er dort Unterkunft, sodass er nur noch die Wochenenden bei uns verbrachte.

Und bei diesen Fahrten lernte er seine spätere Lebensgefährtin kennen, mit der er dann bis zu seinem Lebensende zusammen sein sollte.

Ich bin davon überzeugt, das unser Vater das Lagerleben, das wir für mehrere Jahre führen mussten, weitestgehend mitbestimmte. Mit Gutenstein mussten wir zwischen 1941 und 1944 4 verschiedene Lager durchwandern.

Original Audio

Das waren die Zeit und die Begebnisse, die den weiteren Weg der Familie vorgeben sollte. Über das Verhältnis, das Gotthilf Brenner zu dieser Zeit langsam begann, wusste die Familie noch einige Jahre nicht Bescheid.

Herr Brenner beschreibt das Lagerleben als Elend.

Die Familien wurden in Schlafsäle gepfercht, an dessen Wänden Stockbetten standen. Leintücher waren aufgespannt, die Wände ersetzen sollten, hinter denen man sich verbarg, um ein wenig Privatsphäre zu behalten. Wertsachen wurden im hintersten Winkel unter Kleidung oder in Polstern versteckt. Man schlief auf mit Stroh gefüllten Matratzen. Die Luft war dick und es roch unangenehm abgestanden nach Schweiß und Küche.

Wer das Glück hatte jemanden zu kennen, der in der Küche arbeitete, oder selbst dort eingeteilt war, bekam besseres Essen, als andere.

Zwangsläufig erlebte man alles mit, was anderen widerfuhr. Niemand hatte das versprochene Reich bisher zu Gesicht bekommen. Entweder man war direkt an einen Gehöft in der Tschechei oder nach Polen angesiedelt worden oder man saß in den Lagern fest.

Nicht alle waren bereit, sich in der Tschechoslowakei oder Polen ansiedeln zu lassen. Es herrschte Krieg und so viele Dinge waren ungewiss. Männer, Väter und Söhne waren zum Wehrdienst einberufen worden und standen an den verschiedenen Fronten im Gefecht. Die relative Sicherheit, mit der die Bessarabier bisher leben konnten, war endgültig zerschellt an der Realität eines fremden Krieges und das Selbstverständnis als freier Mensch zermürbt in leeren Versprechen und Propaganda. Wo war das Deutschland, wo der versprochene Ersatz für das Zurückgelassene?

Nur die wenigsten wussten darüber Bescheid, woher die versprochenen Güter kamen. Das in den Nazi besetzten Gebieten Tschechen, Polen und Juden oft binnen Minuten grausam von ihrem Besitz vertrieben wurden, damit Deutsche dort ansiedeln können, dass wussten die Brenners damals noch nicht.

Sobald in den Lagersälen das Licht zum Schlafen ausgemacht wurde und Stille einkehrte, hörte man das leise Seufzen, Beten und Weinen um Angehörige, die von der Familie losgerissen und über Osteuropa verstreut waren. Es dauerte oft Monate bis man den Aufenthaltsort von Eltern, Kindern und Geschwistern erfuhr.

So manche der Frauen brach zusammen und wand sich in Weinkrämpfen. Die schrillen Schreie einer Mutter oder Frau, die die Todesnachricht ihres Sohnes oder Mannes erhielt, ließen bei allen

Anderen, die Angehörige an der Front hatten, Angst und Schrecken aufkommen. Das Entsetzen, die Angst und Sorge fraßen sich tief in diese Menschen hinein, die noch vor wenigen Monaten ihre eigene Ernte einfuhren, das eigene Vieh betreuten oder in ihren eigenen Werkstätten arbeiteten.

Wie viele der Anderen wusste auch Familie Brenner nicht, was als nächstes auf sie zukommen würde. Über seine Pläne ließ Gotthilf Brenner seine Frau und die Kinder im Dunklen. Für Beatrice und die Kinder musste sich das Leben in einer nie gekannten Ungewissheit zwischen den propagandistischen Parolen, die das Eine erzählten und ihrer eigenen Realität, die völlig anders aussah, abspielen. Ich kann mir gut vorstellen, wie diese Unsicherheiten all die Schrecken und Sorgen, den Mief und das Lagerelend noch verdoppelten.

Original Audio

Ich selbst kann mich nur an ein paar Lagererlebnisse erinnern. Bei meinem ersten war ich schon knapp 3 Jahre alt und ich erzähle es deswegen, um damit den seelischen Verfall meiner Mutter deutlicher zu dokumentieren.

Es war in Ebreichsdorf, 30 Kilometer südöstlich von Wien, in einem stattlichen Schloß, das auch heute noch der Familie des Freiherren Dasche von Wartinberg gehört. Auch dieses Schloß hatte man zu einem Lager umfunktioniert, wo wir einen Teil der Kriegsjahre verbrachten.

Spätnachmittags oder Abends erschütterte eine schwere Explosion das Gebäude, Glasscheiben barsten und Splitter regneten herab.

Panik!

Die Menschen schrien durcheinander und rannten aus den Sälen ins Freie.

Und Mutter saß auf einem Stuhl, mitten im Saal, ihre Holzkrücken lagen irgendwo.

Sie schrie um Hilfe, doch in diesem Kreischen, Schreien und Trampeln hörte sie niemand.

Ich muss neben ihr gestanden haben, denn als alle weg waren und es merkwürdig still um uns wurde, sah ich meine Mutter, von Weinkrämpfen geschüttelt, neben mir.

Als ich sie später darauf ansprach, erzählte sie mir, das es ca. ein halbes Jahr nach ihrer Amputation gewesen war und dass sie gerade eben begonnen hatte, sich psychisch und körperlich zu erholen.

Doch dieses Ereignis zeigte ihr, wie hilflos und vollkommen verlassen sie in solchen Situationen war und wie wenig sie letztlich auf ihre Mitmenschen zählen konnte, die ihr sonst immer wieder Mut und Zuversicht ausgesprochen hatten.

Danach viel Mutter wieder in tiefe Depressionen, von denen sie sich in den folgenden Jahren kaum mehr erholte.

Die Ursache dieser Detonation war eine verheerende Explosion in einer nahegelegenen Munitionsfabrik, die hunderten Arbeiterinnen und Gefangenen das Leben kostete.

(Anmerkung: Dabei muss es sich dabei um die ehemalige Pulverfabrik Blumau handeln, eine der größten Munitionsfabriken der k&k Zeit, die später von den Nazis wieder in

Betrieb genommen wurde. Das weitläufige Gelände dient heute noch als Truppenübungsplatz des österreichischen Bundesheeres.)

Während unseres vorletzten Lageraufenthaltes in Frain an der Thaya auf dem Gebiet der ehemaligen Tschechoslowakischen sozialistischen Republik, brachte unsere Mutter im Kreisspital Znaim 1943 unsre Gerlinde zur Welt.

Sie war ein gesundes, wohlgenährtes Baby, was in unserer Familie nicht selbstverständlich war. Zum Unterschied zu Rumänien funktionierte hier auch noch während des Krieges das Gesundheitssystem gut, abgesehen von personellen Problemen und Ausstattungs-Mängeln, die schon angesprochen wurden.

Bevor ich mit meinen Lagererlebnissen ende, möchte ich eine kleine Geschichte einflechten, die den Leser aufheitern soll und zugleich auf mein schon sehr frühes, recht übles Verhalten hinweisen soll, mit dem ich bereits mit 4 Jahren meine Mitmenschen in Angst und Schrecken versetzen konnte.



Kinder in Frain an der Thaya, 2. Reihe ganz links Ewald, dritte Reihe rechts stehend Gerhard Brenner

Um hygienische sowie gesundheitlichen Problemen vorzubeugen, wurden in allen lagern, die wir durchlebten, halbjährlich Großreinigungen durchgeführt. So auch während des letzten Aufenthaltes im Frühling 1944 im damalig mährischen Krumau.

Die langen Wintermonate waren endlich vorbei und die ersten warmen Sonnenstrahlen erweckten bei den Lagerleuten einen unbändigen Tatendrang. Fröhlich begann man

sämtliches Inventar nach draußen zu schleppen um es fein säuberlich zu reinigen. Die Strohsäcke von 80 Betten wurden entleert, das Stroh wurde im Hof vor dem Lagergebäude ausgebreitet, um es samt den Säcken in der warmen Frühlingsluft auszulüften und zu trocknen.

Während die erwachsenen sich plagten, spielte ich mit einem gleichaltrigen Buben in ebendiesem Stroh. Unter meiner Leitung bauten wir Strohbunker, die durch Gänge miteinander verbunden waren, sodass man uns kaum sehen konnte, wie wir ungestört im Stroh herumkrochen. Mit der Zeit fand ich dies aber langweilig und ereignislos und versuchte meinen Kameraden davon zu überzeugen, dass es auch in den Unterkünften der Soldaten Feuerstellen gäbe, damit sie sich aufwärmen konnten. Nachdem er einverstanden war, besorgte ich Streichhölzer und es dauerte nicht lange, da brannte das Strog lichterloh rund um uns.

In Panik geraten liefen wir zum Glück in die richtige Richtung aus dem hoch lodernden Strohfeuer und versteckten uns in einem verlassenen Ringofen, der sich in der Nähe befand. Solche riesigen Ringöfen, mit mehreren Brennkammern, wurden einst zum Brennen von Tonziegeln gebaut und waren deshalb im Inneren von Rauch und Ruß geschwärzt, wodurch kaum Licht hinein drang. Ängstlich erwarteten wir unser Schicksal.

Die aufgebrachten Lagerbewohner suchten bereits nach den Urhebern. Ewald, mein größerer Bruder, der auch nicht grade zu den Braven gehörte und der sich noch dazu in der Nähe des Brandes aufhielt, wurde als Übeltäter verdächtigt. Während ihn die Leute verhörten und er seine Unschuld nicht beweisen konnte, fiel ihm ein, dass er seinen kleinen Bruder – mich – im Stroh hatte spielen sehen.

„Sucht lieber den Harry, ich habe ihn zuletzt im Stroh spielen sehen!“ verteidigte er sich. „Ja, schämst dich denn nicht, die Schuld auf diesen kleinen Bruder zu schieben?“ wurde er angeschrien.

Aber er bestand darauf, mich zu suchen. Er kannte, so wie ich in der Gegend jedes Versteck und machte sich daher mit anderen Buben auf, um nach mir zu suchen.

Und natürlich entdeckten sie uns.

Da war es dann vorbei mit der Ungewissheit, was uns wohl blühen würde – wir wurden vor unser Tribunal geführt.

Weinend legte ich mein Geständnis ab, bei dem ich zugab, das ich es war, der das Stroh angezündet habe. Mittlerweile hatten sich noch mehr Menschen aus dem Lager bei uns eingefunden und um uns geschart. Vor deren Beschimpfungen und Drohungen bekam ich schreckliche Angst.

„Dem Kerle kert amoi fescht der Arsch verdonnert ...!“ Diese Drohung war das letzte, was ich hörte. Ewald packte mich am Arm und zerrte mich in das Gebäude, wo Mutter schon auf mich wartet.

Ihr Zorn entlud sich heftig an meinem Hinterteil und ich musste den Rest des Tages als

strafe in meinem harten strohlosen Bett verbringen. Dort weinte ich mich anständig aus und schlief dann endlich ein.

Ewald hat bis heute seine herzliche Schadenfreude behalten, so auch, als wir uns viele Jahre danach über diese Geschichte unterhielten und er mir lachend schilderte, wie witzig und komisch er es damals empfand, als sie uns in dem Ringofen entdeckten.

„Nachdem wir euch entdeckten, konnten ich und die anderen uns das Lachen nicht verkneifen. Eure Gesichter waren so schwarz vom Ruß da drin, dass wir aus dem Schwarz nur das Weiße eurer Augen sehen konnten. Rückblickend hättet ihr von der Lagerleitung einen Orden verdient, denn als die Leuten ihre neuen Strohsäcke auch noch mit frischem Stroh gefüllt bekamen und alles wieder seine Ordnung hatte, sah man in den Gesichtern die Zufriedenheit und Dankbarkeit“

Der Krieg hat in der Zwischenzeit seinen grausamen Gipfel erreicht. Deutschland ist tief ins Kernland Russlands eingedrungen, Moskau und im Gegenzug Berlin wurden von den ersten Bomben getroffen. In der Schlacht um Kiew in der Ukraine gerieten 660.000 sowjetische Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Die fast 3jährige Belagerung Leningrads forderte um 1 Million sowjetische, meist zivile, Hungertote, bei Massenerschießungen wurden mehr als 30.000 Juden aus Kiew systematisch hingerichtet.

Der U-Boot Krieg war auf dem Höhepunkt. Immer mehr deutsche Städte wurden mit hunderttausenden von Opfern Angriffsziel der alliierten Bomberstaffeln. Nach und nach mussten deutsche Einheiten kapitulieren. Im Herbst 1944 wurde Paris zurückerobert und auch das Baltikum gelangte wieder zurück in die Hände der Sowjetunion. Die Sowjetunion trifft Vorbereitungen zum Vormarsch gegen Deutschland, erste Städte fallen unter Alliierte Kontrolle, an allen Seiten beginnt das Reich zu bröckeln. Ein Attentat auf Adolf Hitler scheiterte. Deutschland begann zu verlieren.

Dennoch wusste kaum jemand zu Hause, der noch nicht mit dem Krieg wirklich in Berührung kam, viel davon. Nur das was aus den allgegenwärtigen Lautsprechern und Volksempfängern schallte, Durchhalte-Parolen, das Ausrufen des totalen Krieges und Gräueltaten der Russen und Alliierten und Nachrichten über die heroischen Kämpfe der Deutschen bekam man zu hören.

Nach dreieinhalb Jahren Lagerlebens wurden wir endlich in Gerspitz (Heršpice), einem Vorort von Brünn oder Brno in Tschechien, angesiedelt. Gerspitz glich damals einer Bauerngemeinde die mit einer Straßenbahn mit Brünn verbunden war. Noch heute befindet sich oberhalb der Gemeinde der Friedhof der Brünnner.

Vermutlich gehörten wir zu den allerletzten Umsiedlern, die ihr neues Domizil zugewiesen bekamen. Alle unsere Verwandten lebten bereits ein zwei Jahre in Polen.

Vater besuchte einige von ihnen, nachdem er nach langem Suchen, ihre Aufenthaltsorte endlich erfahren hatte.

Sie waren es, die uns darüber in Kenntnis setzten, das die Menschen von den Deutschen brutal aus ihren Häusern und Gehöften getrieben wurden, damit wir sie in Besitz nehmen konnten.

An Alle!

Der gewaltigste und heiligste Kampf ist
der Kampf gegen den größten und
gefährlichsten Feind der ganzen Mensch-
heit, gegen

den Juden

Es geht um das heiligste was wir
besitzen, es geht um die Erhaltung

unseres Blutes

und damit um die Erhaltung

unseres herrlichen Volkes und Reiches.

Tausende von Rassenschändungen hat der
Jude an unserem Volk verübt. Wenn
Ihr wißt, daß noch

450000 Rassejuden

im österreichischen Volk leben, dann könnt
Ihr ermessen, welche ungeheure Gefahr
uns noch vom Juden droht.

Leset die

Stürmer - Sondernummer

Der Jude in

Österreich

dann werdet Ihr zu der Überzeugung
kommen:

Judentum ist organi- siertes Verbrechen!

Gebt den Stürmer weiter, sorgt für seine
Verbreitung.

Alle sollen mithelfen an der Nieder-
ringung des jüdischen

Weltfeindes

Mir liegen Berichte vor, das sogar die
Hitlerjugend dazu eingespannt wurde,
Menschen zu vertreiben.

Einer Dame wurden von Jugendlichen
Nazis 5 Minuten Zeit gegeben, ihre
Habseligkeiten zu packen.

Dann wurde sie zusammen mit vielen
Anderen in Lastwagen und Bussen
irgendwohin ins Feld gekarrt und dort
stehen gelassen.

Verglichen mit anderen Berichten
dürften diese sogar noch Glück gehabt
haben, sehr oft endeten solche
Vertreibungen vor einem Loch im
Boden mit einem
Erschießungskommando davor.

Es ist eine entsetzliche Realität, zu
welchen Grausamkeiten Nazi Soldaten
in fremden Ländern fähig waren. Dazu
werde ich später mehr zu berichten
haben.

Der Familie Brenner sollten 7 Monate
gewährt werden, in der sie so etwas
wie ein Familienleben im Reich
Deutschland erleben durften. Dann
kam der Krieg auch zu ihnen nach
Hause.

Gesundheitspflege ohne Juden.

Der Weg zur Ausschaltung des Judentums. — Verjudung der Ärzteschaft im Vorjahre noch 10 v. H. — Der Erfolg der Aufklärungsarbeit der Partei. — Aerztliche Versorgung nicht beschränkt. — Freie Bahn für nationalsozialistische Gesundheitsführung.

Von Reichsamtsleiter Dr. G. Grote, Hauptamt für Volksgesundheit der NSDAP.

Die Ausheilung der Juden aus der Ärzteschaft, die durch die eben veröffentlichte 4. Verordnung zum Reichsärztegesetz herbeigeführt worden ist, hat für die deutsche Volksgesundheit ganz entscheidende Bedeutung. Reichsamtsleiter Dr. Grote vom Hauptamt für Volksgesundheit der NSDAP, nimmt nachstehend zu dieser wichtigen Frage in der Arbeit nationalsozialistischer Gesundheitsführung das Wort und schildert neben dem Grad und der Gefahr der Überwinden der Verjudung der Ärzteschaft den Weg, der zur klaren Trennung führt. Wesentlich sind seine Feststellungen, daß die ärztliche Versorgung durch die Ausheilung der Juden nirgend und in keinem Augenblick gefährdet ist.

Der Arzt ist es an die Hand gegeben, Menschenführung im tiefsten und edelsten Sinne gestalten zu können. Die deutsche Ärzteschaft hat es dem Führer zu danken, daß die großen Aufgaben des ärztlichen Berufes im gesamten Neuaufbau von Staat und Volk die Stellung gefunden haben, die den Arzt zum Gesundheitsführer des deutschen Volkes gemacht haben.

Der Reichsärztesführer Dr. Wagner hat nach der Machtübernahme in der Ausheilung der jüdischen Ärzte seine besondere Aufgabe gesehen. Weil diese Aufgabe schrittweise und zielbewußt durchgeführt werden mußte, war es unmittelbar nach der Machtübernahme nicht sofort möglich, eine vollständige Lösung in die Tat umzusetzen. Das wird verständlich erscheinen, wenn ich heute darauf hinweise, daß damals der Beruf des Arztes noch als Gewerbe angesehen wurde, der zur öffentlich-rechtlichen Aufgabe erst durch die Reichsärzteverordnung erhoben wurde, während er die öffentlich-rechtliche Stellung noch im Jahre 1933 nur in gewissem Ausmaße in der Krankenberufung besaß.

So kam es, daß 1933 lediglich eine Teilheilung möglich war, in dem jüdische Ärzte aus der Krankenpraxis ausgeschlossen wurden; eine Heilung, die unbefriedigend bleiben mußte, weil eine Reihe von Ausnahmestimmungen die Ausheilung erheblich einschränkte. So wurden nach der Machtübernahme diejenigen jüdischen Ärzte nicht aus der Krankenpraxis ausgeschlossen, denen Fremtätigkeitsbescheinigungen erteilt waren, ferner verblieben diejenigen in der Krankenpraxis, die als Ärzte in Sanatoriumsangelegenheiten tätig gewesen waren, und schließlich diejenigen, die bei Kriegsausbruch bereits niedergelassen waren.

Machte danach die getroffene Regelung als unbefriedigend angesehen werden, so wird dies noch härter verdeutlicht, wenn wir einen Blick auf die Zahlen werfen, die das Kontingent der jüdischen Ärzte, das selbst nach der gelegentlichen Neuregelung nach der Machtübernahme verblieb, wiedergeben. Die nationalsozialistische Revolution fand im Reich einschließlich der jüdischen Mischlinge und der jüdischen Mischlinge, also derjenigen, die mit jüdischen Frauen verheiratet waren, insgesamt 24 640 jüdische Ärzte vor. Das entsprach bei einer Gesamtzahl von rund 50.000 Ärzten im Reich einem Verhältnis von etwa 13 v. H. Neben mir blieben die Zahl der jüdischen Mischlinge mit etwa 10 v. H. ab, so verblieben noch etwa 11 v. H. jüdische Ärzte. Dabei muß gesagt werden, daß die Forderung, die aus dem Jahre 1933 stammt, nicht nach den Grundbesitz aufgestellt worden ist, die wir heute für unsere nationalsozialistischen Zielstellungen zugrunde legen, da die Mischlinge erst im Jahre 1935 erschienen sind.

Vergleichen wir die vorgenannten Zahlen mit den entsprechenden Zahlen des Jahres 1937, so ergibt sich hier folgendes Bild: Im Juni 1937 gab es immer noch 4220 jüdische Ärzte im Reich, von denen 3748 niedergelassen waren. Wenn man die letzten mit den 37.525 insgesamt vorhandenen niedergelassenen Ärzten in Beziehung setzt, so ergibt sich immer noch ein Zuwachs von 10 v. H. Der Mischling ist also bis 1937 noch als recht gering zu bezeichnen, selbst wenn man berücksichtigt, daß die hier angegebenen Zahlen von 1937 aus dem angeführten Grunde nicht im vollen Umfang mit denen von 1935 verglichen werden können.

Die Überwindung des ärztlichen Berufes ist besonders augenfällig in der Reichshauptstadt. Hier ist die Verjudung der Ärzteschaft immer in einem außerordentlich hohen Maße festzustellen gewesen. Es sei hier nur so viel herausgehoben, daß wir bei der Machtübernahme im Jahre 1933 feststellen mußten, daß in Berlin 70 bis 80 v. H. aller Ärzte Juden waren. Abgestellt auf die Krankenpraxis ergeben sich folgende Zahlen: Von insgesamt 3481 Krankenärzten, die am 1. Oktober 1933 in Berlin registriert wurden, waren 2077, also 597 v. H. Juden. Es muß unterstrichen werden, daß das derjenige Anteil der jüdischen Ärzte ist, der errechnet wurde nach der auf Grund der damaligen gesetzlichen Bestimmungen vorgenommenen Berechnung.

Im Juli 1938 wurden in Berlin noch insgesamt 6049 Ärzte gezählt, von denen 1961 = 22,4 v. H. Juden sind. Abgestellt auf die Krankenpraxis sind die Zahlen folgendermaßen: Von insgesamt 2773 Krankenärzten in Berlin haben wir auch im Juli 1938 noch 816 Juden = 27,4 v. H. festgestellt.

Über auch in den Jahren, in denen auf geistlichem Wege eine religiöse Vereinigung nicht geschlossen werden konnte, ist die Arbeit weitergegangen. Hier hat die Erziehungsarbeit der Partei unschätzbare Dienste geleistet. Durch sie ist bereits der deutsche Mensch in

ständig wachsendem Maße veranlaßt worden, nicht mehr zum jüdischen Arzt zu gehen. Die Erziehungsarbeit der Partei, die über die Kreise für Volksgesundheit geleitet wurde, hat erreicht, daß die Inanspruchnahme der jüdischen Ärzte immer geringer wurde.

Wir haben inzwischen alle Vorkehrungen getroffen, daß wir heute in dem Augenblick, in dem diese Frage ihre gesetzliche Lösung gefunden hat, gerüstet dastehen. Das ist für die Reichsärzteführung um so mehr eine selbstverständliche Pflicht gewesen, als die Reichsärzteordnung den ärztlichen Beruf als Dienst an der Volksgesundheit herausgehoben hat, diesen Beruf zur öffentlichen Aufgabe erhoben und den Arzt einberufen hat zuletzt auch in den Dienst an der Rasse des deutschen

Volkes. So wurde es immer mehr erforderlich, daß der Reichsärztesführer auch die erforderlichen Schritte für die gezielte Maßnahmen weiter vorantreibt, die das vollständige Ausheilen der Juden aus dem ärztlichen Beruf, und zwar sowohl in der Krankenpraxis wie auch in der Krankenpraxis, herbeiführen mußte.

Die neue Verordnung zum Reichsärztegesetz hat jetzt grundsätzlich Klarheit geschaffen. Auch für die in Wien angelegten deutschstämmigen Ärzte ist jetzt der Weg frei, um die bisher in unverhältnismäßig hohem Prozentsatz vorhandenen jüdischen Ärzte zu ersetzen. Dabei soll noch auf einen Gesichtspunkt hingewiesen werden: Durch die von uns rechtzeitig getroffene Vorkehrung kann heute gesagt werden, daß die Sicherstellung der ärztlichen Versorgung allenfalls der Gewährleistung ist und durch die Ausheilung der Juden aus der ärztlichen Tätigkeit keinerlei Gefährdung der ärztlichen Versorgung entsteht.

Die letzte große Bedeutung der 4. Verordnung zum Reichsärztegesetz, die der Führer am 22. Juli 1938 in Vorpaul unterzeichnet hat, wird aber nicht nur darin gesehen werden können, daß mit dem 30. September 1938 die bisher im ärztlichen Beruf tätigen Juden ausüben, Ärzte zu sein, sondern sie liegt letztlich darin, daß jetzt dem Reichsärztesführer für die gesamten Aufgaben der Gesundheitsführung des deutschen Volkes die gesamte deutsche Ärzteschaft zur Verfügung steht. Wir werden nunmehr im weitestmöglichen Maße in diese Aufgaben einplanen können. Der Weg für die Gesundheitsführung und die Aufgaben gerade auch der Partei, wie sie auf dem ärztlichen Sektor durch das Hauptamt für Volksgesundheit verantwortlich geführt werden, ist frei geworden.

Deutschlands Anteil am südamerikanischen Luftverkehr.

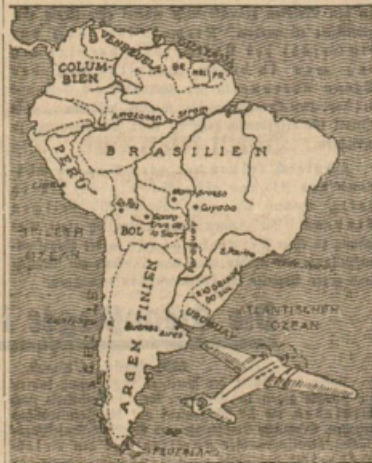
Im Flugzeug über Urwälder und Sümpfe.

Die Durchdringung des südamerikanischen Luftverkehrs und die damit verbundene Überwindung riesenhafter, zum Teil unvorstößiger Landschaften mittels des Flugzeugs begann vor wenig mehr denn zehn Jahren. Südamerika hat, verkehrsmäßig gesehen, binnen eines Jahrzehntes den Sprung vom Mittelalter in die neueste Zeit vollzogen, denn abgesehen von dem verhältnismäßig minimalen Eisenbahnnetz in den meisten seiner Staaten spielte sich der Mensch und Warentransport in entlegenen Gegenden mit den bereits zur Kolonialzeit üblichen Mitteln ab. Doch es deutete sich an, daß hier wieder durch ihre Vorrückung eine Wendung eintreten würde, die sich in den letzten Monaten dokumentierte: Die Luftfahrt, besonders deutlich in einer Fahrt, die dem zehnjährigen Bestehen jener in Rio de Janeiro lebenden Syndicato Condor Ltda. galt, die als erste große, deutsch-brasilianische Luftverkehrsgesellschaft zunächst Brasilien selbst, später auch Uruguay, Argentinien und Chile erfasste.

Weniger bekannt allerdings dürfte die Tatsache sein, daß neben dem Condor-Syndikat auch andere deutsch-südamerikanische Luftverkehrsgesellschaften hier segensbringende Kulturarbeit leisteten und daß vor allem deutsches Flugmaterial in fast allen Ländern des Kontinents seitens der längere oder kürzere Zeit bestehenden nationalen Fluglinien vermarktet wird. Schauen wir uns die Staaten Südamerikas hinsichtlich dieser Tatsache einmal genauer an, so ergeben sich folgende Resultate:

Sechzehnmal größer als Deutschland.

Syndicato Condor Ltda. befliegt mit seinen Maschinen vom Typ Junkers Ju 52, Ju 24 und Ju 84 den riesigen, etwa sechzehnmal unter Deutschland fallenden Raum von den Südküsten an der Grenze Uruguays und Argentinien, bis zum Amazonas.



Nach Westen zu wird das Land erschlossen bis zum Rio Paragana, womit gleichzeitig die Verbindung mit dem Staat Bolivien hergestellt ist, und nordwärts weiter bis zur entlegenen Hauptstadt des Staates Mato Grosso (im Staatsband Brasilien) bis Cuiabá.

Was es bedeutet, über diese kolossalen Räume hinweg, über Urwälder, endlose Sammelrassen und fast unerschlossenen Gebieten einen Luftverkehr mit solcher Effektivität durchzuführen, wie ihn das Condor-Syndikat eigen ist, vermag richtig wohl nur der zu ermessen, der selbst diese Strecken befliegen hat, der, wie bei den Junkers-Maschinen des Aero Club Boliviano, die Bildnis überflieg bis Santa Cruz de la Sierra und weiter.

Über sechshundert Meter hohe Cordillerenmauern hinauf nach La Paz, zur höchstgelegenen Hauptstadt der Welt.

Auch der Aero Club Boliviano ist von Deutschen ins Leben gerufen worden, ebenso wie die Sedta in Columbien, die Varig im brasilianischen Staat Rio Grande do Sul und noch einige andere mehr, die sämtlich Junkers-Maschinen verwenden, so denen sich auch mehr und mehr heute andere nationale Linien innerhalb des südamerikanischen Kontinents bemessen.

Wir nennen die Sedta in Ecuador, die Volo, welche den Verkehr zwischen Sao Paulo und Rio de Janeiro aufrecht erhält, die Aero Postas Argentina, welche von Buenos Aires bis ins Feuerland fliegt, die argentinische Aero Nacional, die Garuda in Montevideo und, selbstverständlich, die Deutsche Luftbusse, die neben der Beherrschung der großen Küstenstreife am Atlantik und der Küstenstreife Argentinien—Chile auch in Peru selbst ist.

Jehn Fluglinien mit deutschen Maschinen.

Mit einem gewissen Stolz dürfen wir Deutschen heute feststellen, daß, wie die „Berliner Nachrichten“ berichtet, von den zehn national-südamerikanischen Fluglinien zehn, also volle Hundert Prozent, mit deutschen Maschinen ihre Strecken befliegen. Dies geschieht vielleicht nicht in jedem Falle aus reiner Liebe und Sympathie zu Deutschland, bestimmt jedoch aus der Erkenntnis heraus, daß deutsche Arbeit und deutsche Zuverlässigkeit bei der Beschaffung des Materials noch immer sich in der Welt behaupten haben.

Von Columbien bis zum Feuerland, vom heißen Tropenklima bis in die Eisjungen der Antarktis hat der Name Junkers im südamerikanischen Luftverkehr guten Klang, weil die Junkers-Maschinen bisher jeden Rekord bezüglich Leistungsfähigkeit auch unter schwierigsten Bedingungen sowie Flugsicherheit geschlagen haben.

Dasselbe gilt übrigens auch von den bei der Varig in Südbrasilien und bei der Sedta in Ecuador außer den von Junkers benutzten BFW-Maschinen vom Typ Messerschmitt Taifun, die neben den Kleinmaschinen der BfW-Werte viel bei Schau- und Ausflügen bewundert wurden und schon heute seitens privater Kreise große Nachfrage finden.

Bauernopfer

Ich gebe zu, das es mir oft sehr schwer fiel, dies zu vertonen. Aber ich halte es für notwendig, denn heutzutage drücken wir nur allzu leicht Menschen, die Kriegen, Gewalttaten oder Krisen zum Opfer fielen, in Zahlen aus – zum Beispiel: bei den alliierten Bombenangriffen auf deutsche Städte starben mehr als 500.000 Menschen, meistens Zivilisten – mir ist schon klar, das man solcherart Nachrichten nur selten anders formulieren kann.

Heute geschieht dies gerne, wenn wir von Flüchtlingszahlen oder Immigranten sprechen, was, mit reichlich negativ zurecht geschobener Statistik, ausgiebig zur Propaganda des rechten Politikums benutzt wird und deren Erfolg mich glauben lässt, das der Mensch im allgemeinen einfach nicht klug genug ist, aus der Geschichte irgendetwas zu lernen.

Wir sind solche Nachrichten schon gewohnt. Tagtäglich werden wir damit zugepflastert. Wir sind so abgestumpft geworden, das derlei kein Entsetzen oder ein Hinterfragen mehr auslöst. Wir reagieren reflexartig innerhalb unserer gewohnten Muster.

Und: Wir schieben den furchtbaren Schmerz dieser Menschen und unser eigenes emotionales Empfinden weit von uns.

Dadurch man sich aber einem einzelnen Schicksal zuwendet, werden diese Zahlen erlebbar.

Das Abstrakte einer Zahl wird menschlich und aus der Statistik heraus gehoben.

Es wird verständlich und nachvollziehbar – etwas das damals wie heute viel zu wenig geübt wird.

Aus der Geschichte weiß man, das man mit der Besiedelung eroberter Gebiete dieselben sowohl urbar machen und als Herrschaftsgebiete absichern kann.

Mit der Umsiedelung von Menschen deutscher Herkunft wollten Hitler sowie Stalin ähnliche Ziele erreichen.

Für Hitler waren diese mehr als 500.000 Menschen die Volksmasse, die er brauchte, um die Tschechoslowakei und Polen zu verdeutschen, während Stalin damit den Raum schuf, die Sowjetisierung dieser Länder voranzutreiben und potentielle Unruheherde in seinem Reichsgebiet zu beseitigen.

Stalin war sich immer bewusst, das Deutschland seine Pläne zur Osterweiterung ihres Reiches niemals aufgegeben hatte. Davon zeugen viele Zeitungsberichte und Karikaturen dieser Zeit. Ihm war daran gelegen, den vorauszusehenden Krieg mit Deutschland so lange wie möglich hinaus zu zögern und eine, von Deutschen befreite, Pufferzone entlang der Demarkationslinie zu erschaffen.

Die Gründe, die auf deutscher Seite verursachten, das diese Strategie letztlich nicht aufging, sind vielfältig und würden an sich schon Bücher füllen.

Fakt ist, das mittlerweile Frankfurt von Bomben zerstört ist, Rom von den Nazis befreit wurde und die Alliierten in der Normandie gelandet sind.

Die russische Armee ist bereits in tschechische Gebiete vorgerückt und das Grollen des

Geschützdonners war weithin zu hören und wochenlang dauerhaft im Hintergrund des täglichen Lebens hörbar.

Familie Brenner gingen zögerlich auf den ihnen zugewiesenen Hof zu. Die Gefühle waren gemischt, Unbehagen und schlechtes Gewissen wechselte mit der Hoffnung, endlich ein Zuhause zu haben.

Als sie in den Hof kamen und sich das erste Mal umsahen, kam jemand aus einem der Gebäude auf sie zu. Eine tschechische Magd war auf dem Hof geblieben. Sie weinte bitterlich. Und da war es auch um die Brenners geschehen.

Es entlud sich all das, was sich die letzten Jahre an Enttäuschungen, Diskriminierung und Entbehrungen angestaut hatte. Es waren Jahre in fremden ablehnenden Umgebungen, die ein menschenwürdiges Familienleben nicht zugelassen hatten.

Man hatte vieles hinuntergeschluckt und erduldet in der Hoffnung, irgendwann ein neues Leben in eigenen 4 Wänden beginnen zu können. In diesem Augenblick wog das schwerer, als alles andere. Schlagartig lies alle Anspannung nach und Mutter Beatrice weinte laut, die Kinder fielen ein und selbst Gotthilf Brenner hatte feuchte Augen.

Die Magd, die übrigens eine Zeitlang bei ihnen blieb, erzählte, das der Eigentümer erst am Tag davor von seinem Hof vertrieben wurde. Dieser Umstand und im Hintergrund der Krieg ließen in diesen Tagen keine Freude aufkommen.

Harry Brenner und seine Familie schienen zu spüren, das sie diese Zeit so intensiv wie möglich erleben sollten. Schon bald gackerten Hühner über den Hof, ein Ferkel wurde gekauft und Gotthilf schleppte an jedem Wochenende etwas heran. An manchen Tagen sah es so aus, als würde tatsächlich ein normales Familienleben einkehren.

Es war an einem Sonntag, Gotthilf Brenner legte sich nach dem Essen auf die Couch und Beatrice streichelte zärtlich sein Gesicht. Harry konnte nicht ahnen, das er so etwas zwischen seinen Eltern nie wieder sehen sollte. An diesem Sonntagnachmittag durften er und sein Bruder Ewald nach Brunn ins Kino fahren.

Ich erinnere mich noch gut an die Fahrt mit der „Bim“ – wie man bei uns Straßenbahnen zu nennen pflegt. Ich hatte bis dahin und später nie wieder eine so elegant ausgestattete Straßenbahn gesehen.

Die Sitze mit rotem Samt überzogen, die Stangen und Haltegriffe aus glänzendem Messing. Und im Kino sah ich damals meinen allerersten Zeichentrickfilm: Ein Frosch drehte einen Plattenteller und sang dabei: „Wenn die Woche keinen Sonntag hätt, wär das Leben nur halb so nett!“ und der Stachel einer Biene ersetzte die Grammophon-Nadel. Es war wunderschön für mich.

Das Vergnügen war nach zwei Drittel des Filmes aber jäh zu Ende.

Die Sirenen heulten los, Fliegeralarm. Die Gäste wurden in einen Luftschutzraum geführt, der sich unten in mehrere Gänge verzweigte. Kaum dort angekommen, bebte der Boden unter ihnen, mehrere Bomben schlugen in der Nähe ein.

Von den alten Gewölben bröckelte Mauerwerk herab, Staub lag in der Luft, doch offensichtlich

fürchtete sich niemand der Anwesenden. Die meisten der Menschen richteten den Blick starr zu Boden und warteten auf die Entwarnung. Der schon so lange andauernde Krieg ließ die Menschen emotionslos und gleichgültig werden.

Ewald hat mich angesehen, um zu sehen, ob ich mich fürchte. Ich wiederum wäre enttäuscht gewesen, wenn sich der große Bruder gefürchtet hätte. Als der Angriff dann vorüber war, mussten wir durch knöcheltiefes Wasser waten, weil eine der Bomben die Hauptwasserleitung zerfetzt hatte.



Brinn nach einem Bombenangriff 1944

Ewald war zu dieser Zeit elf Jahre alt, ein aufgeweckter, ideenreicher und geschickter Lausbub, der es gut verstand, seinen kleinen Bruder Harry in sein Spiel einzubeziehen, obwohl das meistens hieß, das Harry eher das Opfer Ewalds zahlreicher Streiche wurde.

An einem Tag fragte er mich, ob ich nicht Lust auf eine Seilbahnfahrt hätte. Ich war zwar misstrauisch, schließlich kannte ich meinen Bruder nur all zu gut, aber es war eine zu verlockende Aussicht, der ich endlich nicht widerstehen konnte.

So spannte Ewald vom Giebel der Scheune einen dicken Draht hinunter in den Hof und aus einer Kiste bastelte er die Gondel, in die ich mich setzen musste. Und dann zog er mich mit einer Leine hoch.

Als es dann immer höher ging, bekam ich es doch mit der Angst zu tun und wollte wieder runter.

Ewald rief mir zu: „Ein deutscher Soldat fürchtet sich nicht“ und zog weiter.

Und dann, als ich ganz oben angelangt war, lies er einfach los. Die Kiste donnerte mit mir bergab, schlug krachend unten auf und ich flog in hohen Boden in den Dreck. Ewald lag vor Lachen auf dem Boden. Erst wie ich merkte, das ich mir nicht allzu weh getan hatte, lachte ich mit.

Diese und viele andere Späße vertrieben die Angst des Krieges – den man von weitem beständig grollen hörte - und ließen uns das herannahende Unglück nicht bemerken.

Sieben Monate sollte unsere Atempause dauern, dann schlug das Schicksal wieder hart zu.

Der älteste Bruder Gerhard lebte schon seit 1942 bei den Großeltern väterlicherseits in Polen, wo er die Möglichkeit hatte, regelmäßig eine Mittelschule zu besuchen. Die letzten Lagerjahre hatte er also nicht miterlebt.

Die Großeltern gehörten zu den Ersten die als Umsiedler in Polen angesiedelt wurden.

Da sie in Bessarabien eine Mühle besaßen, wurde ihnen auch in Polen eine Windmühle mit dem zugehörigen Bauernhof zugewiesen.

Meine Großmutter erzählte mir 20 Jahre später, wie sehr vor allem der Großvater darunter gelitten hatte, fremdes Eigentum an zu nehmen, noch dazu unter solchen Umständen. Denn der ehemalige Besitzer musste nun bei ihnen als Gehilfe arbeiten.

Das und der Tod von zweier seiner Söhne, die im Krieg gefallen waren, veranlassten ihn sich immer mehr zurückzuziehen und die Verwaltung der Mühle wieder dem ursprünglichen Eigentümer zu überlassen.

Enttäuscht und verbittert starb er kurz darauf.

Ich empfand immer große Zuneigung zu meinem ältesten Bruder. Ich kann mich noch so gut erinnern, als er Weihnachten 1944 zu uns zurück nach Gerspitz kam. Ich habe mich mehr über seinen Besuch gefreut, als auf Weihnachten.

Dann im Februar 1945 bekamen meine Eltern den Einberufungsbefehl für Gerhard.

Der Abschied von ihm ist für mich ebenso ein unvergessliches Erlebnis.

Beim Packen seiner Sachen weinte Mutter unaufhörlich. Gerhard fühlte sich schon sehr erwachsen und tröstete sie. Doch plötzlich lief er hinaus zum Scheunentor, lehnte sich mit dem Gesicht zur Wand und weinte.

Und dann war Gerhard auch schon fort.

Die Ereignisse folgten nun dicht an dicht. Die Front rückte näher. Viele der Sudetendeutschen und der Umsiedler wurden nervös, obwohl es aus den Volksempfängern immer hieß, dass die deutsche Wehrmacht die herannahenden feindlichen Truppenverbände immer wieder zurückschlage.

Die ersten Pferdewagen, schwer beladen mit Hab und Gut, verließen die Ortschaft. Das Donnern der Front glich einem Schweren Gewitter, das sich unaufhörlich und nicht aufzuhalten über das Land wälzte. Das Grollen und Rumpeln der Geschütze ließ die Fenster erzittern. Immer mehr Menschen verließen nun ihre Höfe und Häuser und zogen nach Nordwesten Richtung Deutschland und die Einschläge der Artillerie kamen immer näher.

Gotthilf Brenner arbeitete seit einigen Wochen an der technischen Hochschule in Brünn und half unter anderem bei der Verlegung des Institutes auf einen Bauernhof in Tereisen, dem heutigen Zderaz.

Und endlich blieb auch er vom letzten Verzweiflungsakt der Nazis nicht verschont. Gotthilf Brenner wurde ebenfalls zur Wehrmacht einberufen. Das war der Zeitpunkt, wo er sich entschloss, mit seiner Familie zu fliehen.

Also packten auch die Brenners ihre Habe. Die Dinge die zurück gelassen wurden, wie die Möbel, Bettwäsche, das Geschirr und vieles mehr, wurden ordentlich zusammengestellt, aufgeräumt und mit Leintüchern zugedeckt.

Die Brenners wollten eines Tages zurückkehren, aber vorerst galt es vor der Front zu weichen und dem Kriegsdienst, der der Familie den Vater genommen hätte. Zuletzt wurde ein Karren beladen mit allem was nur irgendwie darauf Platz fand und obenauf setzte sich Mutter Beatrice mit der zweijährigen Gerlinde. Es war Abend als sie aufbrachen. Gotthilf zog den Karren, Ewald musste schieben und Harry lief nebenher.

Bei der Lektüre des Manuskriptes habe ich mich an manchen Stellen über den sachlichen Ton gewundert, in dem diese Ereignisse geschildert sind. Hier verlor man gerade schon wieder eine Heimat, ein Zuhause.

Ich musste mir in Erinnerung rufen, das hier ein Mensch erzählt, der damals gerade 4einhalb Jahre alt war und der bisher das Wort Heimat oder dessen emotionale Bedeutung gar nicht kennen konnte. Mit der Entwurzelung in Rumänien und den Lagerumzügen, war dies nun das sechste Mal, das der kleine Harry mit Sack und Pack einer neuen Zukunft entgegen ging. Er konnte es gar nicht anders kennen.

Inzwischen haben sich unter den Tschechen Partisanenverbände gebildet, die im Rücken der Kämpfe gegen alles vorgingen, was nur im entferntesten Deutsch war. Es wurden Gräueltaten bekannt, die in nichts denen nachstanden, die von den Nazi Soldaten der Bevölkerung angetan wurde. Diese führten einen hinterhältigen Krieg gegen die zivile Bevölkerung. Es ist bekannt, das der „Kampf“ der tschechischen Partisanen aus militärischer Sicht bedeutungslos war und nicht im geringsten zum Krieg beitrug. Erst gegen ende es Krieges reihten sich ein paar Einheiten in die russischen Reihen ein, um diese zu verstärken. Das Gros dieser Freiheitskämpfer operierte in kleinen verbänden durch das Land marodierend und revanchierte sich ausgiebig an der Deutschen Minderheit für die von Nazis erlittenen Qualen – die zugegebenermaßen nicht weniger furchtbar oder gering waren, im Gegenteil.

Diese Revanchisten waren der Ausdruck eines tief sitzenden Volkszornes, der sich undifferenziert auf der deutschsprechende Bevölkerung Tschechiens entlud und dabei keinen Unterschied

zwischen jenen machte, die kürzlich angesiedelt wurden oder jenen, deren Wurzeln schon seit hundert Jahren in tschechischen Gebieten lagen.

Selbst gebürtige Tschechen wurden in großer Zahl ihre Opfer, dann nämlich, wenn diese eine deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hatten. Auch hier wurde nicht unterschieden, ob diese Staatsbürgerschaft von den Nazis aufgezwungen wurde oder nicht – tatsächlich war das fast überall der Fall.

Wer Glück hatte wurde unter Zurücklassung seines Eigentums vertrieben – nur allzu viele wurden auf grausamste Weisen ermordet. Bei meinen Recherchen stoße ich immer wieder auf deutliche Hinweise, das es hier viel mehr um Rache und Bereicherung ging, als um Befreiung – denn wer den Revanchisten genug zu bieten hatte, hatte die besseren Chancen unbehelligt seiner Wege zu ziehen.

Einige Stunden später machten die Brenners Halt für die Nacht. Beatrice wurde vom Wagen gehoben und Betttücher in den Straßengraben gelegt, um dort die Nacht zu verbringen.

Und kaum legten wir uns zum Schlafen nieder, gingen Suchscheinwerfer an, die den Himmel durchschnitt – wir hatten unbemerkt keine 500 Meter von einer Abwehrstellung der Deutschen Wehrmacht unser Lager aufgeschlagen.

Man hörte Flieger herankommen und am Boden ratterten Fliegerabwehrgeschütze los. Die Flugzeuge kamen im Tiefflug herab und griffen mit ihren Maschinengewehren an. Tausend glühend gelbe Striche zerfetzten die Nacht und zeichneten wirre Muster in den schwarzen Himmel. Dicke Balken grellen Lichtes huschten über den Himmel um die Angreifer zu erhaschen und die Leuchtspuren der Flaks verfolgten diese. Dieses Schauspiel ist mir noch heute in klarer Erinnerung.

Vater sprang auf und riss uns die weißen Tücher vom Leibe und stopfte sie unter den Karren. Er hatte Angst, das man uns durch diese hellen Flecken am sonst dunklen Boden entdecken und beschießen könnte.

Viel geschlafen wurde diese Nacht nicht. Geschützsalven, Maschinengewehrgeknatter und unsichtbare Flugzeuge am Himmel. Tief in den Graben gekauert und voller Angst erwarteten die Brenners das Morgengrauen.

Die Angriffe waren vorerst vorüber und, bis auf das immerwährende tiefe Grollen der Front im Osten, blieb alles ruhig.

Also brach man wieder weiter in Richtung Nordwesten auf und traf alsbald auf andere Flüchtlinge, denen man sich anschloss.

Irgendwann des Abends schlugen Sie in einem Wald erneut ihr Lager auf. Gotthilf baute aus Beatrices Krücken und den mitgenommenen Teppichen einen zeltartigen Unterschlupf und man legte sich schlafen.

Geweckt wurde ich von Geschrei eines Hahnes, den wir als lebenden Proviant mitgenommen hatten und dem es nun an den Kragen gehen sollte. Er hatte Glück, denn er entwichte meinem Vater und floh in einen Jungwald ins Unterholz, Ewald und Vater

hinterher.

Nach einiger Zeit kamen sie schimpfend ohne Hahn zurück.

In diesem Wald stand unweit von uns eine Waldhütte die von Tschechen bewohnt war, die deutsch sprachen. Nachdem Vater erkannt hatte, das wir so beladen nicht weiterkamen, beschloss er, einen Großteil unserer Habe den Bewohnern der Hütte zur Aufbewahrung zu geben, obwohl auch die nicht wussten, wie lange sie noch bleiben konnten. Meiner Meinung nach glaubte nicht einmal Vater daran, das Zeug jemals zurück zu bekommen. Es war eine Art Hilfsmittel, sich leichter von unserem Eigentum zu trennen.

Bedauerlicherweise ließen meine Eltern damals nicht nur unsere Wertsachen in dieser Waldhütte zurück, sondern auch alle unsere Dokumente und Adressen unserer Angehörigen. Auch die wenigen Fotos unserer Heimat bleiben dort zurück. Warum mein Vater auch diese, an sich leichten, Gegenstände zurückließ, darüber kann ich heute nur rätseln. Ich nehme an, es gab damals zwei wesentliche Gründe dafür:

Zum einen könnte es der Zeitdruck gewesen sein, denn schon am zweiten Tag unseres Aufenthaltes in der Hütte näherten sich die schweren Einschläge der Granatwerfer. Uns blieb nur kurze Zeit, die wichtigsten Dinge aus den hastig gepackten Kisten und Koffern zu suchen. Rasch wurde ein Rucksack mit Proviant gepackt, je ein Sack Mehl und Kartoffeln sowie Decken und ein wenig Kleidung wurden auf den Karren geworfen.

Der zweite Grund für das Zurücklassen der Dokumente könnte gewesen sein, das Vater schon damals die Absicht hegte, sich wieder nach Österreich durchzuschlagen, um mit seiner Freundin ein neues Leben zu anzufangen, was ihm später nach vielen Irrwegen auch gelingen sollte.

Daher wollte er wohl nicht, dass man uns als deutsche Ansiedler denunzieren konnte. Zumal es auch viel gefährlicher war, als Deutsche von den Russen oder den tschechischen Partisanen aufgegriffen zu werden.

Besser als Staatenloser dem Volkszorn der Tschechen in die Hände fallen, als ihnen als Sudetendeutsche oder gar deutsche Ansiedler ausgeliefert zu sein.

Eine Vermutung die sich noch bewahrheiten sollte. Jedenfalls hat uns das Fehlen der Dokumente nachträglich noch sehr geschadet.

Die Brenners verließen also Hals über Kopf ihre provisorische Unterkunft. Mit dem Karren versuchten sie im Schutz des Waldes zur nächsten Ortschaft durchzukommen. Das Unterfangen war fast unmöglich auf der ganzen Strecke, irgendwann musste man auf die Straße wechseln. Es ging ein Stück des Weges, als plötzlich eine Kübelwagen der deutschen Wehrmacht herangebraust kam.

„Was machen sie denn hier?“ wurden wir angeschrien, „Ihr seid mitten im Kampfgebiet. Steigt auf, wir bringen euch weg von hier!“

Und dann saßen wir zusammengepfertcht im Wagen und fuhren einer ungewissen Zukunft entgegen.

Auf dieser Fahrt sah ich zum ersten Mal in meinen jungen Jahren einen toten Menschen. Es war ein russischer Soldat, der im Straßengraben lag. Auf dem Bauch liegend, einen Arm weggestreckt und den Kopf zur Seite gedreht.

„Das ist also einer der bösen Russen“ dachte ich mir damals.

Einer der Feinde, von denen ich so viele Gräueltgeschichten gehört habe.

Mein Vater sprach lauthals mit den Soldaten, fast schrie er, um den Motorenlärm des Wagens zu übertönen, ich saß an meine Mutter gequetscht und hing meinen Gedanken nach.

„Das ist also so ein Bolschewik, der Frauen und Kinder misshandelte und Männer tötete“ Ich konnte zwar mit dem Wort Bolschewik nichts anfangen, aber gehört hatte ich es oft genug, ob im Volksempfänger oder bei den Gesprächen meines Vaters.

Wie ein Schimpfwort klang es in meinen Ohren – Bolschewik!

Ich empfand daher kein Mitleid mit dem toten Mann im Straßengraben. Im Gegenteil, ich fand, dass er nur sein gerechtes Schicksal erlitten hat.

„Was machen die auch hier und warum schießen sie auf uns?“ Mein 5-Jähriges Gehirn war zwar schon durch die Nazi Propaganda angeschlagen, dennoch stand für mich auch etwas im Widerspruch. Denn wenn ich Mutter von den Russen erzählen hörte, klang dies anders, es lag Wehmut und Mitleid in ihren Worten.

Vater hingegen hatte keine gute Meinung über das russische Volk, nur für den Zaren fand er lobende Worte.

Wir erinnern uns, Vater Gotthilf Brenners Abneigung gegen die Russen stammte aus der Zeit, in der er hautnah miterlebte, dass man die Zarenfamilie ermordete und von Immigranten über die Massenhinrichtungen erfuhr und als man die Bauern enteignete um sie danach in Gulags zu verbannen. Auch die kommunistische Idee stand völlig gegen seine Lebensprinzipien.

Harry Brenner wurde plötzlich aus seinen Gedanken gerissen, der Wagen bremste ruckartig ab. Die Soldaten sprangen aus dem Wagen, warfen die Brenners und ihre Habseligkeiten aus dem Auto und fuhren auf und davon.

Da standen sie, alleine an einer Straße umgeben von Wäldern. Keinem war klar, was jetzt gerade passiert war.

Und dann ...

Unmittelbar vor ihnen ratterte ein Maschinengewehr los. Gewehrkegel piffen an ihnen vorbei, Laub und Äste fielen zu Boden und die Brenners rannten so schnell sie konnten in den schützenden Wald.

Jemand schoss gnadenlos der Familie hinterher, auf eine gehbehinderte Frau und zwei Kinder. Beatrice konnte mit ihren Krücken nicht schnell laufen, die hölzernen Dinger versanken tief im Waldboden.

Die Angst getroffen zu werden, war für die Kinder erträglicher als das Schreien der Mutter:

„Lasst mich, rennt's dem Vater nach, bringt's euch in Sicherheit, rennt's!“

Schluchzend und heulend blieben Harry und Ewald neben der Mutter, Harry klammerte sich an eine der Krücken von Frau Brenner und sie humpelten weiter in den Wald hinein. Sie merkten kaum, das das Schießen aufgehört hatte.

Gotthilf Brenner lief voraus, er suchte einen Unterschlupf.

Völlig erschöpft und außer Atem gelang es den Vieren das erste Haus einer Ortschaft unversehrt zu erreichen.

Es lag an einem Hang und der Inhaber, ein Tscheche, betrieb dort eine Spenglerei und er sprach etwas deutsch. Man sah dem Manne an, das er keine rechte Freude mit dem unverhofften Besuch hatte, aber er versteckte die Brenners in seinem Keller.

Überall konnte man damals Flüchtigen begegnen, so auch in diesem Keller. In diesen Tagen wurde das Gebiet abwechselnd von den Russen oder den tschechischen Partisanen und dann wieder von den deutschen Truppen erobert. Für diesen Mann war es sehr gefährlich Deutsche in sein Haus zu lassen, was er ihnen auch zu verstehen gab. Er wusste, das ihn seine eigenen Landsleute als Kollaborateur erschießen würden und bat deshalb die Brenners, so schnell wie möglich wieder zu verschwinden.

Schon am selben Abend sollte sich zeigen, das die Sorge des Tschechen nicht unbegründet war.

Was für ein Krieg, was für Menschen!

Partisanen die aus niedrigsten Motiven Zivilisten folterten und erschossen und deren Habseligkeiten stahlen und Deutsche Soldaten, die ihre Landsleute, darunter Kinder, im Dreck liegen lassen, um ihre eigene Haut zu retten. Es ist unglaublich, was Krieg aus Menschen hervorbringt.

Ich glaube, das man manches so intensiv erlebt, das man es mehr als niemals vergisst. Es ist, als hinterließen manche Begebenheiten ein Echo – viel mehr als eine Erinnerung. Es bleibt ein stetes Wiedererleben oder Durchleben dieser Ereignisse. Und in dieser Deutlichkeit bleiben auch die Gefühle in einem lebendig, die man dabei gehabt hat, Angst, Panik und blanker Horror. Ich finde es furchtbar, das ein Kinder wie Harry oder Ewald, eine solche Last für den Rest seines Lebens mit sich herumtragen muss.

Wie Harry selbst schon sagte, die Menschen waren abgestumpft gegenüber dem Krieg, dem Lärm und der Angst, die damit einhergeht. Ein Schutzmechanismus der allen Menschen, vor allem aber Kindern, zu eigen ist ist Verdrängung. Das traumatisch emotionale wird weggeschoben in eine Ecke des Verstandes, wo es nicht mehr so schmerzt, wo es erträglich und weitestgehend unter Kontrolle bleibt. Es sei denn, man erlebt etwas, was diese Echos wieder auslöst, einen sogenannten Trigger. Solche Impulse sind unvermeidlich im Leben

Und hier fallen mir die alten Menschen ein, die in meiner Kindheit noch lebten und manchmal von Kriegserlebnissen erzählten. Die meisten taten dies mit einer sachlichen Abgeklärtheit, erzählten nahezu aus Beobachterperspektive, so, als ob sie selbst gar nicht davon betroffen waren.

Deshalb habe ich auch nicht verstanden, wenn meine Mutter sagte: Der hat soviel durchgemacht, dass muss man verstehen, wenn ich mal wieder fragte, warum einer wieder betrunken nach Hause

kam und dabei nahezu panisch wüsteste Beschimpfungen geschrien hat und mit seinem Moped gegen das Garagentor knallte.

Oder das er mit den Fäusten auf den Boden eindrosch, auf dem er sich wälzte. Derselbe Mann, der uns anderntags auf dem Schoß sitzen hatte und mit uns lustige Spielchen spielte oder Kartentricks vorführte. Irgendwann in späteren Jahren habe ich den Satz gehört, das diese Menschen so traumatisiert, wie sie waren, wie tickende Zeitbomben wären. Auch etwas, das ich erst sehr viel später zu verstehen begann.

Plötzlich wurde die Eingangstüre aufgeschlagen. Alle im Raum blickten zur Türe, starr vor Schreck. Vor den Flüchtlingen stand ein kahlgeschorener Russe der seine Maschinenpistole im Anschlag hielt. Er deutete auf die beidem Männer im Raum und forderte sie auf, mit ihm zu kommen.

Gotthilf wechselte ein paar russische Worte mit ihm und erfuhrt, das sie den umgestürzten Pferdewagen des Mannes wieder aufrichten sollten.

Herr Brenner und der andere Mann gingen mit ihm, beruhigend zu anderen im Raum winkend. Beatrice übersetzte den anderen Frauen, die sich mit ihren Kindern hinter den Blechstanzen der Werkstatt versteckt hielten, was der Soldat gewollt hatte.

Die Sprachkenntnisse der Brenners halfen ihnen nicht nur aus dieser Situation, sondern sollten Gotthilf und einigen Anderen später das Leben retten.

Als Vater wieder eintraf, erzählte er, das der Wagen, den sie wieder aufgerichtet hatten, vollbeladen war mit Damenwäsche. Die Russen standen mit Panzern im Dorf und wurden von tschechischen Frauen und Mädchen umringt, die ihren Befreiern zujubelten und ihnen Schnaps und Brot reichten. Die feine Wäsche war wohl für sie bestimmt.

Die Freude dieser Frauen an der Freiheit sollte nur diese eine Nacht dauern, denn schon frühmorgens griffen die Deutschen wieder an. Die Brenners blieben in der Werkstätte, von wo aus sie die Kämpfe beobachten konnten.

Es war bereits Nachmittag, als man draußen laute hektische Stimmen hörte.

„Das sind Deutsche!“ rief eine der Frauen, die sich bisher versteckt gehalten haben. Sie sprang auf und rannte hinaus, gefolgt von den anderen Flüchtlingen. Auch Gotthilf Brenner wollte sich überzeugen.

Die Angst und Anspannung der letzten Stunden lies langsam nach, die Soldaten wollten die Familien in Sicherheit bringen. Sie halfen den Leuten auf die Lastwagen und ab ging die Fahrt – zurück nach Brunn-Gerspitz.

Niemand weiß, warum die Menschen an den Ausgangsort ihrer Flucht gebracht wurden. Die Orte waren wie ausgestorben, selbst in der Stadt Brunn sah man kaum Menschen außer Militär. Die Tschechen versteckten sich in ihren Häusern und die deutsche wie die österreichische Bevölkerung, von der ein Großteil in dieser Gegend lebte, waren auf der Flucht.

Inzwischen war es Abend geworden, als die Brenners vor ihrem Gehöft von den Lastwagen gehoben wurden.

Die Eingangstüre stand sperrangelweit offen, als sie auf ihr verlassenes Haus zugingen.

Sie gingen hinein, in der Hoffnung, endlich wieder in einem Bett zu schlafen. Mitten im Wohnzimmer lagen zerbrochene Karnisen herum, an denen noch zerfetzte Vorhänge hingen. Das war alles, was Plünderer von der Einrichtung übrig gelassen hatten.

Während Vater Brenner durch die Räume fluchte und schimpfte, richtete Beatrice aus Kleidung ein Schlaflager, das sie sich zu viert teilen würden.

Harry hörte seinen Vater noch fluchen, versank dann in seine Gedanken und schlief ein.

Früher war ich öfters auf dem Wohnzimmerteppich gelegen und hatte mit meinen Blicken die Muster der Stuckdecke nachgezeichnet. Als ich nun am anderen Morgen aufwachte, meine Augen öffnete und über mir die vertraute Decke sah, kam es mir vor, als hätte ich einen langen, bösen Traum gehabt.

Im Laufe des Vormittags kam Vater zurück, der schon früh das Haus verlassen hatte, um zu erfahren, wie es jetzt weitergehen sollte. Schon in der Türe sah man ihm die Niedergeschlagenheit an. Fragend sah Mutter ihm beim Auf und Abgehen zu, bis er sich nach langem Zögern neben sie setzte, um die Geschehnisse, die auf uns zukommen sollen, mitzuteilen.

„Es werden bald Soldaten erscheinen, die euch zum Bahnhof bringen werden. Man hat mich nun doch noch zum Volkssturm rekrutiert. Ich darf euch noch in Begleitung der Soldaten zum Bahnhof bringen. Von dort aus müsst ihr euch alleine durchschlagen. Sie versprachen mir, euch in Sicherheit zu bringen. Sollte aus irgendeinem Grund etwas schiefgehen, so versucht ihr, euch bis Tereisen durchzuschlagen. Ihr erkennt die Gegend da an den vielen Hopfengärten. Wenn es mir gelingen sollte, mich abzusetzen, werde ich dort auf euch warten.“

Es blieb nicht einmal Zeit, sich aufzuregen oder Angst zu haben. Schon zu Mittag saßen Beatrice, die Söhne Ewald und Harry und Klein Gerlinde in einem Zugabteil nach Prag und nahmen durch das Fenster Abschied von Gotthilf Brenner und sahen noch, wie er hinter einer großen Flügeltüre verschwand.

Gerlinde auf ihrem Schoß, stumm und abwesend, starrte Mutter auf den Abteilboden. Aus ihren wässrigen Augen flossen Tränen über ihre Wangen. Sie erkannte die aussichtslose Situation, die auf uns zukam. Sie wusste, dass es für sie unmöglich war, mit nur einem Bein aus diesem Zug herauszukommen oder einen anderen zu besteigen.

Auch war ihr klar, dass die lebenswichtigen dinge, wie das Organisieren von Essbarem oder Wasser für sie nicht möglich war. Drohte Gefahr, konnte sie nicht flüchten. Sie war stets auf die Hilfe von Mitmenschen angewiesen.

Dieses Szenarium, dass sie so fürchtete, lies nicht lange auf sich warten.

Langsam setzte sich die riesige Dampflokomotive mit all den Wagen, die voll waren mit Flüchtigen und Soldaten, in Bewegung.

Es waren damals schon die meisten Hauptstrecken durch Bomben zerstört, daher wurden auch wir auf Nebenstrecken umgeleitet, wodurch wir nur langsam unserem Ziel näherkamen.

Es war kurz vor Prag, als plötzlich russische Kampfflugzeuge am Himmel auftauchten. Die Fahrgäste zeigten in den Himmel und als die Flieger sich dem Zug zuwendeten, wurden die Stimmen lauter. Menschen sprangen auf, liefen hin und her, es war Panik.



Zerstörter Bahndamm und entgleister Zug

Und schon ging das Geknatter der Maschinengewehre wieder los. Humanerweise zerstörten die Piloten nur die Lokomotive und warfen gezielte Bomben auf die Gleisanlage vor dem Zug. Im Zug kreischten Frauen, weinten und jammerten Erwachsene wie Kinder und noch bevor der Zug zum stehen kam, sprangen die meisten aus den Wagons ins Freie.

Sie warfen sich in jede noch so kleine Mulde am Boden und verbargen sich am Bahndamm entlang. Niemand wusste, ob die Flugzeuge nicht auch die restlichen Wagen angreifen würden. *Mutter befahl uns mehrmals, das wir auch herausspringen müssen, aber wir weigerten uns und bleiben bei ihr. Ewald mit seinen 11 Jahren musste sich nun um alles kümmern, wozu Mutter nicht mehr imstande war. Nach längerem abwarten sprang er hinaus, um sich umzuhören, wie es weitergehen sollte.*

Und endlich hatten sich auch ein paar Menschen eingefunden, die halfen, meine Mutter aus dem Wagon zu heben.

Anmerkung: man bedenke bitte, das die Bahndämme früher mindestens 1,5 Meter hoch mit schweren, scharfkantigen Steinen gebaut waren. Die Wagons sind auch viel höher gebaut gewesen als heute, vom Boden bis zum Trittbrett musste man wenigstens 1 Meter überwinden.

Alleine schon den steilen Bahndamm über die Steine hinauf oder hinunter zu klettern, war ein unmögliches Unterfangen für Beatrice Brenner. Und das Trittbrett von der schmalen Kante eines Bahndammes aus zu erreichen war für einen Mann schon schwierig, vielmehr noch für eine Frau mit nur einem Bein.

Viele der Flüchtlinge und die Soldaten setzten den Weg zu Fuß fort, denn keiner wusste, wie es weiter gehen würde. Die Ärmsten unter ihnen waren die, die ihr Gepäck nicht im Zug lassen wollten. Es waren dieselben, die andererseits auch die meiste Angst vor weiteren Angriffen hatten. Wir hatten diese Sorgen nicht.

Ewald hat inzwischen, wie einige andere, Holz gesammelt und eine Feuerstelle aufgebaut, auf der Mutter eine Kartoffelsuppe kochte. Das war nach langer Zeit unsere erste warme Speise.

Am Abend hieß es noch, das am nächsten Tag eine andere Lokomotive sie abholen kommen würde.

So verbrachte man die Nacht unter dem Sternenhimmel und wartete auf den morgen.

Es ist bemerkenswert, wie der Mensch imstande ist, Angst und Sorge oder Hoffnungslosigkeit zur Seite zu schieben. In der Ferne grummelte noch immer der Krieg, Flugzeuge hörte man hoch am Himmel und doch schliefen die Menschen ein.

Sie wussten noch nicht, das es keine Gleise mehr gab, auf denen eine Lokomotive zu ihnen kommen könnte.

Flucht

Triggerwarnung.

Ich werde von Gewalttaten berichten und sie auch akustisch, soweit möglich, darstellen.

Ich habe noch eine Korrektur anzumerken.

In der letzten Folge sagte ich: Jemand schoss gnadenlos der Familie hinterher, auf eine gehbehinderte Frau und zwei Kinder.

Richtig muss es lauten: Jemand schoss gnadenlos der Familie hinterher, auf eine gehbehinderte Frau und **drei** Kinder, denn Frau Brenner trug die kleine Schwester Harrys, Gerlinde, auf dem Arm.

Gotthilf Brenner wurde also Anfang 1945 zum letzten Aufbegehren des Deutschen Reiches einberufen. Dem im September 1944 gebildeten "Volkssturm". Dieser wurde gegründet, um alle bisher noch nicht kämpfenden waffenfähigen Männer zwischen 16 und 60 Jahren für die Verteidigung des "Heimatbodens" und für den deutschen "Endsieg" aufzubieten.



Soldaten des Volkssturmes, eigentlich noch Kinder.

In Wahrheit waren diese Soldaten schlecht ausgebildete Zivilisten, Knaben ab 16 Jahren und Männer bis 60, die den Eid schworen, das Vaterland und Hitler bis in den Tod zu verteidigen. Und der Tod hielt reiche Ernte zu Zehntausenden unter ihnen. Der militärische Wert dieser Einheiten war denkbar gering, sie standen gegen einen überlegenen Gegner der, die meisten von ihnen einfach hinwegfegte.

Gotthilf durfte seine Familie noch zur Bahn nach Prag bringen, musste diese aber noch am Bahnhof verlassen. Der Zug wurde kurz nach seiner Abfahrt von sowjetischen Flugzeugen angegriffen und deren Lok sowie die weiterführenden Geleise gesprengt.

Einige der Flüchtlinge, die sich am Vortag zu Fuß aufgemacht hatten, kamen zurück und erzählten, dass sie sich bei der Reichsbahn erkundigt und erfahren hatten, dass es in den nächsten Wochen keine Möglichkeit gäbe, diese Zuggarnitur abzuholen, da sämtliche Schienenstränge die hinter uns lagen, ebenfalls zerstört waren.

Zehn Kilometer weiter nördlich, so erzählte man, stehe auf einer kleinen Nebenstrecke eine Zuggarnitur, in der sich bereits Flüchtlinge befänden und die daher nur eine begrenzte Anzahl von Menschen aufnehmen könne.

Auch dort befürchtete man, entdeckt und unter Beschuss genommen zu werden, sollte man nicht rasch genug wegkommen.

Nun war der Teufel los!

Einige der Leute ließen ihr Gepäck zurück und liefen drauflos. Viele von ihnen schrien, weinten, wussten nicht was sie tun sollten. Ihre letzte Habe, die sie nicht mitschleppen konnten, zurück zu lassen, war für manche besonders schmerzlich.

Es handelte sich dabei unter anderem um Schrankkoffer von der Höhe eines Menschen, Schreibmaschinen, riesige Kartons mit Lebensmitteln, ja sogar Nähmaschinen sah man über den Bahndamm purzeln. Einige boten denjenigen, die wenig zu tragen hatten Geld und Sachwerte an, damit sie ihnen helfen sollten.

Frauen von Nazi-Bonzen verließen sich auf die Soldaten, die, wie sie meinten, verpflichtet wären, einer deutschen Frau zu helfen. Nur leider war kein einziger mehr zu sehen. Jeder hatte mit sich oder mit den Seinen zu schaffen, sodass man uns kaum noch wahrnahm.

Unsere Mutter wusste, dass sie diese Strecke nicht durchhalten konnte.

Auch wenn wir unser Ziel erreichen würden, wäre der Zug längst abgefahren. Zu ihrer Verzweiflung kam Resignation.

Sie wollte nicht mehr weiter. Ewald und auch ich redeten immer wieder auf sie ein, sie möge sich erheben, um aufzubrechen.

Erst als Ewald sie mit weinender Stimme anschrte:

„Jetzt denk doch an uns Kinder“, erhob sie sich.

Ewald nahm Gerlinde bei der Hand, Mutter halfen wir den Provianttrucksack umzuhängen und so humpelten wir, ohne Hoffnung, den anderen nach.

Von weitem sahen wir etwas auf uns zukommen, etwas, das ich bisher noch nicht gesehen hatte. Es war ein kleiner Wagen, vor den ein großer Hund und ein älterer Mann gespannt waren. Als sich uns das Gefährt näherte, lief eine Frau aus den Reihen der Flüchtlinge dem Mann entgegen und redete ununterbrochen auf ihn ein.

Uns fiel dabei auf, dass er immer wieder auf uns zeigte. Erst als er vor uns Halt machte, hörten wir, worum es ging. Jetzt wurde die Frau nämlich laut und schrie:

*„So sagen sie mir doch wie viel, ich zahle jeden Preis! Lassen sie doch dieses Gesindel!“
Damit meinte sie uns. „Ich kann doch nicht meine alte Mutter zurücklassen.“*

Als sie merkte, dass der Fuhrmann sich nicht abhalten ließ, uns zu helfen, überschlug sich ihre Stimme und man verstand nur mehr Bruchstücke:

„Gesindel... Anzeige... Mutterkreuz... Söhne... Söhne... Vaterland...“

Der Mann legte seinen Zugriemen ab und half Mutter mit der kleinen Gerlinde in sein selbst gezimmertes Wägelchen, das aussah wie eine kleine Kutsche. Dabei versuchte Mutter unserem Retter ein paarmal etwas mitzuteilen, doch es versank jedes Mal in einem Schluchzen.

Als er sie beruhigte, gelang es ihr endlich:

„Nur der liebe Gott schickt Engel, sie sind einer davon. Ich kann mich nur bei ihnen bedanken, denn Geld haben wir keines“.

Mit einem sächsischen Dialekt antwortete er: „Dieses Elend kann man mit Geld nicht wiedergutmachen“.

Er legte sich die Gurte an, überprüfte das Geschirr seines braven Gefährten, der ihn erwartungsvoll ansah und dann ging es los. Nach einigen Kilometern bekam ich Seitenstechen.

Das Tempo, das der alte Mann vorgab, war für mich kaum einzuhalten. Mit meinen spindeldürren Beinchen konnte ich zwar schon sehr gut laufen, nur hielten sie nicht so lange durch.

Ewald nahm mich zwischendurch immer wieder auf seinen Rücken und so erreichten wir noch rechtzeitig unser Ziel. Unser Engel half Mutter aus seinem Gefährt, drehte sich noch einmal um, wünschte uns viel Glück und lief mit seinem Hund wieder in die Richtung zurück, aus der wir gekommen waren.

Nun standen wir vor dem begehrten Zug, der bereits von Flüchtlingen besetzt war, die noch nichts hatten zurücklassen müssen und daher einige Wagons mit Gepäckstücken und Inventar vollgestopft hatten.

Auch hier fanden sich großartige Menschen, die unsere aussichtslose Situation erkannten. Nicht nur, dass sie Mutter in den Wagon halfen, sie schafften auch Platz, damit sie und Gerlinde ein Schlafplätzchen hatten.

Ewald lief durch den Zug, um Neuigkeiten zu erfahren. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, wie ich weinte, als der Zug losfuhr und Ewald nicht da war. Nach einiger Zeit drückte er sich in aber unser Abteil und ich spüre noch heute die Erleichterung, als ich ihn sah.

Die Zuggarnitur, in der sich Beatrice Brenner mit ihren Kindern befand, stand etwa 30 Kilometer südöstlich von Prag, wo es kaum noch Militär gab. Vorgesehen war, das die Hauptstadt großräumig umfahren werde, da Prag schon von den deutschen Truppen geräumt wurde. Alles drängte Richtung Westen, niemand wollte den Russen in die Hände fallen, die besonders feindselig der deutschsprachigen Bevölkerung gegenüberstand. Dazu haben die schweren

Gräueltaten des Vernichtungskrieges der Deutschen Wehrmacht gegen Russland beigetragen und wurden von der russischen Kriegspropaganda noch angefacht.

Wenn die Flüchtigen schon Deutschland nicht erreichen konnte, so versuchte man wenigstens nach Karlsbad zu kommen, denn dort, so hieß es, stünden bereits die Amerikaner.

Wer konnte schon ahnen, dass all die Hilfsbereitschaft und auch die Opfer und Ängste, die wir bis zu diesem Moment durchgestanden hatten, umsonst gewesen waren.

Kaum fuhren wir los, wurde auch diese Lokomotive durch einen Volltreffer zertrümmert. Es schien so, als hätten die Piloten in ihren Flugzeugen nur darauf gewartet, bis der Zug in Fahrt kam, nur um uns zu zeigen, dass es kein Entkommen gab.

Die Situation wiederholte sich. Diejenigen, die das erste Szenarium nicht miterlebt hatten, sprangen aus den Waggonen, um Deckung zu suchen.

Als die Flugzeuge abgezogen waren, machten sich einige – wie beim ersten Mal – bepackt mit Rucksäcken, Koffern und verschnürten Kartons auf den Weg Richtung Karlsbad.

Der Krieg ging dem Ende zu.

Von der einst stolzen Reichsbahn und deren Betreiber war keine Hilfe mehr zu erwarten. Der Großteil der Leute blieb und richtete sich auf einen längeren Aufenthalt ein, denn sie konnten sich von ihren Sachen nicht trennen. Die ersten bauten bereits Feuerstellen, einige solidarisierten sich miteinander, tauschten Lebensmittel aus und kochten gemeinsam ihr Essen. Wasser besorgte man sich aus einem weit entfernten Füllbrunnen, der die Funktion hatte, das verdampfte Wasser der Lokomotiven zu ergänzen. Solche Füllbrunnen standen früher auf größeren Haltestellen, aber auch zwischen langen Strecken. Da es sich nur um Nutzwasser handelte, wurde auf die Wasserqualität nicht geachtet.

Die Tage vergingen. Niemand wusste wie es weiter gehen sollte. Etliche Leute verließen das Feldlager, andere kamen dazu. Der Menschenkot, der unweit der Lagerstätte immer mehr wurde, das unreine Wasser und die schlechte Ernährung führten bald dazu, dass die ersten Typhus-Fälle auftraten. Einige schlossen sich zu Selbsthilfegruppen zusammen, um eine Epidemie zu verhindern.

Es müssen sich die Zustände, die in unserem Feldlager herrschten, herumgesprochen haben, denn nach ca. 7 Tagen brachte man uns mit Pferdewagen in die nächstgelegene Stadt, wo wir in einer Schule untergebracht wurden. Ob es das „Rote Kreuz“ oder der Rest einer staatlichen Hilfsorganisation war, die uns aus der verzweiferten Lage befreiten, konnte ich nicht mehr erfahren. Doch ein Ereignis, das sich in dieser Schule zugetragen hat, werde ich nie vergessen.

Aus einem der Lautsprecher, die während der Nazizeit überall gegenwärtig waren erfuhren wir vom Tod Adolf Hitlers

Original Audio von Radio Hamburg.

Als der Knirps, der ich damals war, sah ich fassungslos in die Menschenmenge, die mich umgab. Einige der Leidensgenossen fingen hemmungslos an zu weinen, manche von ihnen wurden von einer Hysterie erfasst, sie schrien und wanden sich als ginge es um ihr Leben. Andere schüttelten unentwegt ihren Kopf, so dass es mir heute erscheint, als hätten sie Hitlers Tod nicht begreifen wollen und glaubten, dass man sie aufs Glatteis führen wollte.

Dem Großteil der Flüchtlinge, so hatte es den Anschein, aber war es gleichgültig. Sie glaubten schon lange nicht mehr an den Endsieg und versuchten daher, wie wir, sich mit ihren Angehörigen in Sicherheit und in eine neue Zukunft zu flüchten.

Als wir in der Schule ankamen, wurde uns von den Flüchtlingsbetreuern Tee und Brot zugeteilt. Dieses Brot werde ich auch nie vergessen. Obwohl ich damals sehr hungrig war, brachte ich kein Stück hinunter. Dem Brot wurde Rosskastanienmehl beigemischt, das bitter wie Galle schmeckte, doch in der damaligen Hungersnot nichts Ungewöhnliches war.

Am nächsten Morgen wurde ich durch ein Murren und Schimpfen von unseren Lagernachbarn geweckt. Die Lagerbetreuer waren weg! Noch in der Nacht, so erzählte man, hätten sie sich aus dem Staub gemacht.

Als man Mutter dies erfuhr, meinte sie:

„Dann sind bald die Russen da.“

Die Erfahrung, die wir bereits hinter uns hatten, gab ihr Recht.

Noch am selben Vormittag stürmten tschechische Zivilisten, Freiheitskämpfer mit vorgehaltenen Waffen in den Saal, in dem sich fast alle Flüchtlinge zu einer Lagebesprechung eingefunden hatten.

Einer der Tschechen schrie auf Deutsch:

„Hände hoch, keiner verlässt seinen Platz!“

Ich erschrak derartig, dass ich laut zu heulen begann.

Alle hoben ihre Hände in die Höhe, nur Mutter, die irgendwo im Saal saß, kümmerte sich nicht um die Aufforderung. Ihr wäre es vollkommen egal gewesen, wenn man sie erschossen hätte.

Mein Weinen dürfte unserem Überfallkommando unangenehm geworden sein, denn der, der „Hände hoch“ geschrien hatte, forderte mich auf, zu ihm zu kommen. Es sollte eine humane Geste sein, denn als ich vor ihm stand, streichelte er mir über meinen Kopf.

Als ich mich ein wenig beruhigt hatte, brüllte er wieder:

„Niemand geht an die Fenster, keiner verlässt den Saal. Wer die Anordnung nicht befolgt wird erschossen!“

Danach verschwanden sie aus dem Saal. Gegen Mittag wurden wir aufgefordert, uns vor der Schule in Viererreihen aufzustellen. Um den Hohn auf die Spitze zu treiben, teilten sie Höfer-Puder an uns aus, das zerstreut und zum Teil noch in Schachteln von den Plünderern weggeworfen worden war und meinten lachend:

„Leert euch das Zeug in eure Schuhe, damit ihr keine Blasen bekommt.“

Anmerkung: Das Höfer Puder ist ein Babypuder dieser Zeit

Unseren Elendshaufen, der hauptsächlich aus Frauen, Kindern, sowie alten Männern und einigen Wehrmachtsuntauglichen bestand, trieben die Revanchisten uns wie Schafe zu der von ihnen gewünschten Formation zusammen. Mutter und wir Kinder bildeten den Abschluss.

Ewald hatte noch am Vortag für Gerlinde einen Kinderwagen organisiert, der von einem Flüchtling zurückgelassen worden war und für Ewald, der die Kleine immer getragen hatte, eine große Erleichterung darstellte. Es war erstaunlich, wie viel Gepäck und Gegenstände manche der Flüchtlinge noch immer mit sich schlepten oder eben in Kinderwagen vor sich herschoben.

Der April schlug Kapriolen.

Er erwies seinem sprichwörtlichen Ruf alle Ehre. Beim Verlassen des Schulgebäudes stach die Sonne noch auf unsere warme Bekleidung und als wir losmarschierten setzte ein Platzregen ein, bei dem nicht nur wir nass bis auf die Haut wurden, sondern auch unsere bewaffneten Begleiter, deren Laune in Bösartigkeit und Aggressivität umschlug.

Sie liefen neben der Kolonne auf und ab, trieben die Menschen durch Schreien, Stoßen und Schlägen vorwärts. Abgesehen davon, dass Mutter mit ihren Krücken das Tempo nicht halten konnte, ging an unserem Kinderwagen immer wieder ein Rädchen ab und es wurde zu meiner Aufgabe, dieses in gewissen Abständen mit dem Fuß wieder auf die Achse zurückzuschlagen, sodass wir nicht stehen bleiben mussten.

Durch den immer größer werdenden Abstand zwischen dem Tross und uns, konnten wir sehen, dass aus den Reihen der Leidtragenden Gepäckstücke, Wertgegenstände, von denen sie sich bisher nicht hatten trennen wollen, ein Stück nach dem anderen in den Straßengraben geworfen wurde. Einer der Treiber wurde wegen unseres langsamen Vorwärtstommens ungeduldig. Er lief zu uns zurück und schrie Mutter auf Tschechisch an, worauf sie einen roten Kopf bekam und wütend auf Russisch zu schimpfen begann. Er sah sie erstaunt an, murmelte etwas und lief wieder zurück zu den anderen.

Wenn Mutter längere Zeit gehen musste, wurden ihre Hände gefühllos.

Sie blieb daher stehen und schüttelte sich das taube Gefühl aus den Händen. Da brach plötzlich ganz in der Nähe eine Schießerei los. Es ratterten Maschinengewehre, Gewehrketten pfiffen durch die Gegend;

Es dürfte sich dabei um die letzten Rückzugsgefechte der Deutschen gehandelt haben.

In Panik geraten, liefen unsere Bewacher nervös hin und her. Es sah so aus, als würden sie sich nicht einig. Sie brüllten sich gegenseitig an und rannten dann schließlich doch auf und davon, die Straße wieder zurück.

Als sie an uns vorbeiliefen, schrie einer von ihnen: „Erschießen sollen sie euch!“

Danach verschwanden sie hinter einer Straßenbiegung. Obwohl noch weiter geschossen wurde, hatte die Mehrheit der Flüchtlinge die Chance erkannt, entledigte sich ihrer letzten

schweren Lasten und eilte in den schützenden Wald. Manche riefen sich noch etwas zu, wovon wir als einziges Wort nur „Karlsbad“ verstanden, den Rest verschluckte die Ferne.

Der Regen hatte in der Zwischenzeit aufgehört, die Sonne schien wieder. Auch die Kampfhandlungen hatten bis auf einige Schusswechsel nachgelassen. Wir gingen die Straße weiter, ohne zu wissen, wohin sie führte. Die vergangenen Ereignisse hatten unsere eigenen Bedürfnisse in den Hintergrund gedrängt. Erst als wir wieder alleine waren, spürten wir wie hungrig und durstig wir waren. Mutter blieb wieder einmal stehen; man sah ihr den Schmerz und die Müdigkeit an. Sie klagte über ein Brennen unter den Achseln. Als sie die Arme hochhielt, erschrak ich. Das Wollkleid, das sie unter dem Mantel trug, war unter den Armen mit Blut getränkt. Die Krücken hatten ihre Achselhöhlen wundgerieben und man konnte den Schmerz in ihrem Gesicht sehen. Die Qualen, die sie damals durchgestanden haben muss, sind kaum zu beschreiben.

Wir gingen weiter, die Straße wurde immer schlechter. Der Regen hatte den Untergrund aufgeweicht und die kleinen Räder unseres Kinderwagens sanken in den lehmigen Boden ein. Ewald hatte alle Mühe mit dem Wagerl vorwärtszukommen und auch für Mutter wurde es immer beschwerlicher. Nachdem Ewald einige Male im aufgeweichten Boden steckengeblieben war, versuchte er zwischen Straßenrand und Straßengraben weiterzukommen.

Da passierte es! Er kam zu nahe an den Grabenrand, der Kinderwagen stürzte um und Gerlinde kullerte in den Straßengraben. Die Kleine schrie, Ewald sprang hinab und hob weinend vor Verzweiflung, sein Schwesterchen aus dem Graben. Hilflös begann er die nasse, schmutzige Gerlinde zu säubern. Den Kinderwagen ließen wir stehen. Ewald entschloss sich, Gerlinde wieder zu tragen. Mutter hängt sich abermals den Proviantrucksack um und so marschierten wir bis in die Dämmerung hinein.

Noch bevor es zu dämmern begann und wir wieder einmal eine Steigung überwunden hatten, kam uns ein Kleinlastwagen entgegen, der knapp vor uns scharf bremste. Ich erschrak, blieb stehen und nahm an, dass er uns galt.

Auf der Ladefläche befanden sich vier der tschechischen Revanchisten, die unter dem Deckmäntelchen „Partisansky“ mit Schrotflinten und alten Gewehren ihr Unwesen trieben.

Feixend sahen sie uns an.

Aber plötzlich warfen sie ihre Waffen weg und sprangen mit erhobenen Händen vom Wagen. Verwundert drehte ich mich um und sah einen deutschen Soldaten, der vor sich ein Fahrrad den Berg heraufschob und der voll adjustiert mit einem umgehängten Karabiner näherkam.

Als die Tschechen merkten, dass er alleine war, ihm keine weiteren Soldaten folgten und dieser nichts unternahm, um sich zu verteidigen, liefen sie schnell zurück, um ihre Waffen zu holen und schrien ihn unentwegt an, wobei sie mit ihren Gewehren hektisch vor ihm herumfuchtelten.

Der Deutsche legte sein Fahrrad zur Seite, übergab ihnen sein Gewehr und hob die Hände. Anschließend lief ich den „Meinen“ ein Stück weit nach, blieb noch einmal stehen und schaute zurück, konnte jedoch nur mehr sehen, wie der Wagen mit den Tschechen und dem Soldaten auf der Ladefläche losfuhr.

Mutter konnte nicht mehr. Als wir vorbei an Feldern und Wiesen wieder in ein Waldstück kamen, war ich froh, als sie meinte, dass wir die Nacht in diesem Wald verbringen würden, denn auch ich konnte mich kaum noch auf meinen Beinen halten. Um nicht sofort wieder von den tschechischen Revanchisten entdeckt zu werden, verließen wir die Straße und bogen hinein in den Wald.

Mutter lehnte sich an einen Baum und rutschte zu Boden. Ewald, der die größte Last zu tragen hatte, nahm Mutter den Rucksack ab, übergab ihr die Kleine und legte sich, alle Viere von sich gestreckt, auf den Waldboden. Gerlinde, die während des Tragens eingeschlafen war, lag nun auf dem Schoß der Mutter und ich kuschelte mich an ihre Seite.

So kauerten wir eine längere Zeit, ohne einen Laut von uns zu geben. Als Gerlinde weinend erwachte, wurden wir aus unserem Dämmerzustand geweckt. Mutter nahm ein Stück hartes Brot aus dem Rucksack, öffnete das Glas mit dem Schmalz, in dem kleine Stückchen Fleisch eingegossen waren, steckte sich Brot und ein wenig von dem Schmalzfleisch in den Mund und zerkaute es zu einem Brei, mit dem sie Gerlinde fütterte. Für unser Mädi war es nichts Neues, war ihr doch schon des Öfteren auf diese Art der Hunger gestillt worden. Obwohl auch ich Hunger verspürte, brachte ich nur wenig hinunter, auch Mutter und Ewald aßen nur wenig, der quälende Durst verdrängte den Hunger.

In der Zwischenzeit war es dunkel geworden und es begann zu regnen. Die hohe Luftfeuchtigkeit und der Regen, den wir mit weit geöffneten Mäulern und mit ausgestreckten Händen auffingen, linderten unseren Durst. Nie zuvor war ein Regen so willkommen gewesen.

Irgendwann in dieser Nacht wurde ich durch Motorengeräusche und Soldatengesang geweckt. Der Regen hatte aufgehört, das Dröhnen von Panzerfahrzeugen und die deutschen Soldatenlieder ließen erkennen, dass es sich dabei um eine deutsche Einheit handelte. Viele der Flüchtlinge hatten, genau wie wir, in diesem Wald übernachtet. Als der Konvoi näherkam, sprangen sie aus ihren Verstecken und liefen auf die Straße, den Soldaten entgegen, in der Hoffnung von ihren Fahrzeugen mitgenommen zu werden.

*Von der Straße hörten wir eine laute Männerstimme:
„Wir können Niemanden mitnehmen, die Fahrzeuge sind voll mit Verwundeten!“
Eine Frau erwiderte: „Auch wir haben Alte und Kranke.“
Eine andere Frauenstimme flehte: „Bitte nehmt mich mit, ich bin hochschwanger, ich kann nicht mehr!“*

Der Kommandant ließ sich auf keine Diskussion ein, er blieb hart und gab den Befehl zur Weiterfahrt. Abgesehen davon, dass wir das Wimmern und Stöhnen von Schwerverletzten hören konnten, war diese Entscheidung, wie wir später erfuhren, Glück für viele der

flüchtigen.

Noch lange hörten wir das Rasseln und Brummen der Fahrzeuge bis es wieder still um uns wurde.

Die Entscheidung des Kommandanten wurde zum Glück für die meisten Flüchtigen, wie sich später herausstellen sollte.

Es war das Singen der Vögel, das mich damals an diesem Morgen sanft aus meinem unruhigen Schlaf weckte. Nachdem ich meine Augen geöffnet hatte, sah ich das Blätterdach der Bäume, deren zartes Grün sich vom strahlend blauen Himmel abhob. Als ich meinen Kopf zur Seite fallen ließ, konnte ich beobachten, wie sich ein feiner Nebelschleier, der den Waldboden bedeckte, langsam hob und sich während des Aufsteigens in Nichts auflöste.

Vom Anblick dieses märchenhaften Schauspiels wurde ich zurückgeholt als ich Mutter ansah. Das Zucken ihrer Mundwinkel und die Tränen in ihren Augen, erregten in mir dieses bekannte Gemisch an Gefühlen, dass aus Angst, Mitleid und Hilflosigkeit bestand. Dem gegenüber stand mein Lebenstrieb, der sich in Zorn ausdrückte. Sämtliche Glieder schmerzten, als ich mich erhob, um Ewald zu wecken, der noch im Halbschlaf dalag und ebenfalls klagte, als er sich aufrichtete.

Und während uns Mutter etwas Essbares reichte, meinte sie:

„Geht ihr Beide weiter und nehmt Euch den Rucksack mit. Ich bleibe hier mit der Kleinen. Wenn Gott will, wird er uns schon helfen.“

„Nicht schon wieder!“, dachte ich.

„Bitte, Mama, steh auf!“, bettelte Ewald.

„Es ist bisher immer wieder weitergegangen, es wird auch diesmal so sein.“

Sie wehrte sich, als wir versuchten ihr auf die Beine zu helfen. „Ich bin ganz offen unter den Armen, ich kann nicht mehr gehen. Geht alleine.“

So ging es noch eine Weile hin und her, bis Ewald mit dem Schultertuch der Mutter, das noch aus Rumänien stammte, einen Tragesack band, um Gerlinde damit auf seinem Rücken leichter tragen zu können. Mutter muss schlimme Schmerzen durchgestanden haben bis sie sich wieder halbwegs an das Gehen gewöhnt hatte.

Wir waren überrascht, als wir bergab in einer Talmulde, die ersten Häuser eines Dorfes zu sehen bekamen. Gleich beim ersten Haus klopfte Mutter an das Hoftor, denn auch sie war nahe am Verdursten. Das Tor ging auf, eine Frau erschien, Mutter bat um Wasser, die Frau verschwand. Kurz darauf kam sie mit einem Kübel Wasser wieder, den sie uns vor die Füße leerte. Dabei beschimpfte sie uns laut. Mutter versuchte es noch einige Male bei anderen Häusern, aber wir standen entweder vor verschlossenen Toren oder man wies uns grob ab. Schließlich gab sie auf.

Adolf Hitler und seine frisch angetraute Ehefrau Eva Braun-Hitler starben am 30 April. Beide nehmen sich das Leben – während die SS auf den Straßen noch immer Deserteure jagte, die sich dem längst verlorenen Endkampf entziehen wollten. Auch Reichspropagandaminister Joseph

Goebbels und seine Frau Magda entscheiden sich am Abend für Selbstmord, wobei sie vorher auch ihre sechs Kinder vergifteten.

Das Deutsche Reich zerbrach nun endlich und endgültig. Europa war zerbombt von den Alliierten, Berlin lag in Schutt und Asche und vom Reichstag wehte die sowjetische Flagge. Brennende Städte und Millionen Tote.

Die furchtbaren und grausamen Verbrechen, die von Nazis während ihrer Herrschaft an der Menschheit begangen wurden, haben sich bis heute tief in das Gedächtnis der Menschen eingebrannt.

Die Mutter meiner ehemaligen Frau stammt aus Osijek in Kroatien. Sie erzählte mir von Geschichten, die ihre Oma und Mutter noch erlebt hatten.

Deutsche Soldaten kamen auf den Corso, einem Platz mitten in der Stadt. Und sie hatten einen Lastwagen dabei, auf den ein Gasofen montiert war. Scheinbar willkürlich wurde eine junge Frau – eine Roma – aus der Menge gezerrt und in den Ofen gesteckt. Ihre Schreie, während sie langsam verbrannte, waren lange hörbar.

Schwangeren Frauen wurden ihre Kinder aus dem Leibe geprügelt, vor den Augen der Familie angezündet, erschossen oder durch gewaltsam eingeführte Stielhandgranaten ihre Unterleibe zerfetzt. Männer, Frauen, Kinder – niemand war von der Willkür eines Nazis sicher. An keinem Ort des Deutschen Reiches.

Opportunisten sind dafür bekannt geworden, dass sie sich das Vertrauen jüdischer Menschen erschlichen und behaupteten, dass sie diese vor den Deutschen in Sicherheit bringen konnten. Damit deren Besitz unangetastet bliebe, sollten sie diesen vorher auf den Namen jener Vermittler überschreiben um dann später zurückgegeben zu werden. Die Lastwagen, die die Juden dann abholten, fuhren jedoch nur bis in das nächste Vernichtungslager. Dies wird auch filmisch dargestellt und aufgearbeitet im österreichischen Film „Der Bockerer“, den ich dem geneigten Hörer sehr ans Herz legen möchte.

Der Hass auf alles was Deutsch war, hatte sich tief in der Bevölkerung verwurzelt. Noch in meiner Jugend wurde viel darüber geredet, dass man als Österreicher, zum Beispiel in Holland, willkommen war, aber Deutsche eher schroff und unfreundlich behandeln würde. Ich selbst wurde bei einem Familienbesuch in Osijek einmal von einer Horde Betrunkener mit den Worten „Deutschland, Deutschland über alles“ verhöhnt und es ist dem Bruder meiner damaligen Frau und einigen seiner Freunde zu verdanken, dass daraus nicht schlimmeres erwuchs.

Als wir an den letzten Häusern des Dorfes vorbeikamen, stand vor einer der Hauseinfahrten eine junge Frau, die unsere tragische Lage schon längere Zeit beobachtet hatte. Sie forderte uns durch Handzeichen auf mit in den Hof zu kommen und wir folgten ihr. Sie lief ins Haus, schleppte für Mutter einen Stuhl herbei, brachte danach einen Krug mit Wasser und sah uns dabei erbarmungsvoll an. Dann reichte sie Mutter ein Glas Milch und zeigte dabei auf Gerlinde, deren Zustand ihr besonders nahe ging. Weinend bedankte sich Mutter bei dieser gütigen Frau, die uns ohne jegliche Rücksicht auf Konsequenzen geholfen hatte.

Bevor wir aufbrachen, erkundigten wir uns nach dem Weg und der Ortschaft Tereisen. Als die junge Frau, die nur Tschechisch verstand, „Tereisen“ hörte, versuchte sie uns auf alle möglichen Arten die Richtung zu erklären und dass wir in ca. 3 Kilometer unser Ziel erreicht hätten. Erfreut über diese Nachricht wollten wir sofort aufbrechen, aber die Frau hielt uns zurück. Sie lief in ein Nebengebäude und kam mit einem Korbkinderwagen mit hohen Rädern zurück. Ewald setzte Gerlinde sofort hinein, wir verabschiedeten uns und fuhren voller Hoffnung unserem Ziel entgegen. Und als wir das Dorf hinter uns gelassen hatten, tauchten die ersten Hopfengärten auf. Nun waren auch unsere restlichen Zweifel beseitigt.

Eine ca. 50-jährige Frau und ihre etwa halb so alte Tochter sprachen uns, während sie uns überholen wollten, an.

„Die Leute kennen wir doch!“

Sie verringerten ihr Schrittempo, dabei begann die Ältere zu erzählen: „Ich erinnere mich an Sie. Sie haben doch auch die vergangene Nacht in diesem Wald verbracht, wo deutsche Soldaten vorbeikamen!“

Mutter nickte und die Frau setzte fort: „Wir haben uns leider mit einigen anderen dem Konvoi angeschlossen, bis der von den Russen im Morgengrauen angegriffen wurde. Sie haben alle deutschen Soldaten getötet und auch die Verwundeten wurden von den Fahrzeugen gezerrt und erschossen. Wir haben Glück gehabt, weil wir uns erst später entschlossen haben uns anzuschließen. Darum war der Abstand zwischen der Kolonne und uns so groß, dass wir uns hinter ein paar Sträuchern verstecken konnten. Von dort haben wir alles mitangesehen.“

Bei den letzten Worten begann ihre Stimme zu zittern und ging schließlich in Weinen über. Stumm gingen sie noch eine Weile neben uns her, doch dann verabschiedeten sie sich. Wir wünschten uns gegenseitig noch viel Glück, dann liefen sie uns mit schnellen Schritten voraus. Die letzten Kilometer, die wir mit Ungeduld und letztem Kraftaufwand hinter uns brachten, erschienen mir endlos. Als wir endlich an der Ortstafel „Tereisen“ vorbeikamen und Mutter das erste Häuschen erblickte, war sie nicht mehr bereit weiterzugehen. Sie humpelte auf das Häuschen zu, es war ihr egal was sie erwartete. Die Tür stand offen, eine Frau kam auf uns zu und begleitete Mutter in die Stube. Auch dem Mann, der sich im Haus aufhielt, sah man an, dass ihn unser Zustand erschütterte.

Heute noch, wenn ich mit meinem Bruder Ewald über dieses Erlebnis plaudere, ist für uns die kalte, saure Milch unvergesslich, die wir damals von den Leuten zu trinken bekamen.

Aus den Worten unserer Gastgeber erkannte Mutter, dass sie polnisch sprachen. Da Polnisch dem Russischen ähnelt, konnte sie sich mit ihnen verständigen und erfuhr so, wo sich der Gutshof befand, in dem sich das Institut der Brünner Universität versteckt hatte. Dies war der Treffpunkt, den uns Vater beschrieben hatte, als wir Gerspitz verließen. Ewald machte sich auf in Erfahrung zu bringen, ob Vater es auch geschafft hatte hierherzukommen und ob er noch hier war.

Mutter unterhielt sich in der Zwischenzeit mit der polnischen Familie. Sie bemühten sich ihr zu erklären, dass dies der letzte Tag sei, den sie in diesem Haus verbringen würden. Dann müssten auch sie das Land verlassen und wären heimatlos. Daher sei ihnen auch unsere Situation so nahe gegangen. Auch erzählten sie, dass die Russen bereits das ganze Land unter Kontrolle hätten.

Ewald kam keuchend zurück und erzählte ganz aufgeregt, dass er Vater zwar nicht angetroffen hätte, doch die Leute ihm dort mitgeteilt hätten, dass er am Abend wiederkommen würde. Die Sonne stand schon tief als wir den Gutshof betraten, dabei fielen mir die spielenden Kinder auf, die schreiend herumtollten. Voll Wehmut fragte ich mich, warum nicht auch ich so unbekümmert spielen konnte. Als uns die Kinder sahen wurden sie stumm und guckten uns mit ihren großen Augen nach, als man uns in das Gebäude führte. In dem Raum, in den man uns brachte, befanden sich bereits mehrere Personen, die uns sofort an einem großen Tisch Platz machten. Dann versorgten Sie uns mit Essen und Trinken.

Wir lebten mit vier weiteren Familien bereits einige Tage auf dem Bauernhof, als mir zwei junge, magere Frauen auffielen, die sich wie scheue Tiere verhielten. Ich konnte sie einige Male im Vorgarten beobachten, wie sie sich ein paar Schnittlauchhalme abschnitten und danach wieder im Gebäude verschwanden.

Ihre diskrete und vornehme Art unterschied sich von den übrigen Frauen. Dreißig Jahre danach erfuhr ich, dass beide das Ingenieur Diplom besaßen und auch an den Forschungsarbeiten in diesem Institut Teil hatten.

Ihre Befürchtung von Russen vergewaltigt und misshandelt zu werden, war keine unbegründete Angst. Dazu kam die Furcht, dass man sie nach Sibirien verschleppen würde.

Für diese beiden Frauen gab es keine Zukunft, sie wählten den Freitod. Man fand sie nach einiger Zeit, abgemagert bis auf die Knochen, tot in deren Kammer. Die meisten deutschen Leute in dieser Zeit – und waren sie auch noch so einfach – schlugen sich, getrieben von ihrem Überlebenswillen, durch dieses Elend. Doch diese beiden hochintelligenten Frauen, kamen mit diesen Umständen nicht zurecht. Ohne viel Aufsehen verscharrte man sie außerhalb des Bauernhofes.

Doch es gab auch Erfreuliches in dieser Zeit. Mein Bruder Gerhart, der wie schon erwähnt, in den letzten Tagen vor Kriegsende zum Volkssturm einberufen worden war und meine Eltern berechtigte Zweifel gehabt hatten, ihn jemals wiederzusehen, stand plötzlich mit einem Schulkameraden aus Rumänien vor uns. Der blonde Junge, der neben ihm stand, hieß ebenfalls Gerhart. Durch einen merkwürdigen Zufall hatten die beiden noch dazu auf den Tag genau das gleiche Geburtsdatum.

Diese Gemeinsamkeit sollte sich später noch als hilfreich erweisen. Bei dem unerwarteten Wiedersehen mit dem Bruder flossen Freudentränen und es herrschte Jubelstimmung unter den Geschwistern. Jeder wollte vom anderen erfahren, wie es ihm ergangen war. Dabei übersahen wir unseren Gast, der sich traurig im Hintergrund aufhielt.

Mutter sprach in an und fragte nach seinen Familienangehörigen, er erzählte, dass seine Eltern wahrscheinlich in Rumänien zurückbleiben mussten und er mit einigen seiner Geschwister mit dem letzten Transport Rumänien verlassen hatte können und daher nichts mehr von seinen Eltern erfuhr.

Auch von seinen Geschwistern, die mit ihm die Heimat verlassen hatten, wusste er nichts mehr, da auch er zum Volksturm eingezogen worden war.

Die beiden fünfzehnjährigen hatten ebenfalls die Bösartigkeit der Tschechen zu spüren bekommen, als man sie unabhängig voneinander für das letzte Aufgebot – gemeinsam mit alten und kriegsversehrten Männern, sowie den übrigen Hitlerjungen – zur Verteidigung zusammengezogen hatte, um sie noch im letzten Moment in das sichere Verderben zu schicken.

Dabei standen sich plötzlich die beiden Freunde gegenüber, die sich seit dem ersten Lageraufenthalt in Gutenstein nicht mehr gesehen hatten. Trotz der fatalen Situation war die Freude natürlich groß, nun ließ sich die üble Gegenwart auch leichter ertragen. Die beiden hatten Glück, kurze Zeit später löste sich ihre Truppe auf und sie nützten die Chance, um sich von den anderen abzusetzen und folgten dem Rat unseres Vaters, sich bis Tereisen durchzuschlagen. Auf ihrem Weg wurde ihnen mehrmals von tschechischen Freiheitshelden aufgelauert und sie wurden verprügelt.

Einmal, so erzählten sie, sperrte man sie in einen Keller, um sie dort ungesehen zu misshandeln. Danach wurden sie wieder auf die Straße geworfen. Zu zweit ließ sich diese Niedertracht leichter ertragen und so schafften auch sie es, Tereisen zu erreichen.

Außerhalb des Gutshofes befand sich ein Nebengebäude, das schon längere Zeit leer stand und indem einst Landarbeitsfamilien gehaust hatten. In dieses Blockhäuschen zogen wir schließlich ein. Es besaß drei Räume, die wir zu fünft, einschließlich dem Schettle Gerhart, bewohnten. Mutter machte sich sofort daran die Böden zu schrappen, die Wände frisch mit Kalk zu bestreichen, sie rieb und wusch das spärliche Inventar sauber und versuchte den verwahrlosten, eingemauerten Küchenherd wieder zu aktivieren. Rückblickend, so vermute ich, ahnte sie bereits, dass wir längere Zeit in diesem Häuschen verweilen würden.

Vater sahen wir selten und ebenso wenig wussten wir, wo er sich gerade aufhielt.

Wenn er kam, versorgte er uns mit Lebensmitteln, die er von den Russen bekam und auch mit lebensnotwendigem Hausrat.

Bei einem dieser Besuche teilte er Mutter mit, dass er diesmal zwei Familien aus dem Gutshof, mit Hilfe der Russen nach Österreich bringen würde und dabei meinen Bruder Gerhart mit auf diese Tour nehmen würde.

Mutter sah in unverständlich an.

Plötzlich schrie sie: „Und was wird aus uns?!“

Vater versuchte sie zu beruhigen und meinte: „Österreich ist zum Großteil zerstört, es herrscht große Wohnungsnot, die Menschen leben in Ruinen und es gibt kaum

Nahrungsmittel. Die Not ist grässlich. Aber sobald ich eine Unterkunft und Arbeit gefunden habe, werde ich euch holen. Noch geht es euch hier besser.“

Er hatte damit nicht unrecht, denn als wir nach einem Jahr nach Wiener Neustadt kamen, traf uns das Nachkriegselend mit voller Wucht. Doch Vater vergaß dabei, dass er uns der Willkür der Tschechen überließ.

„Du weißt, dass ich weder Arbeit bekomme noch etwas beschaffen kann.“, entgegnete ihm Mutter. „Wie stellst du dir das vor? Wovon sollen wir leben?“

Er machte den Vorschlag:

„Der Schettle Gerhart soll bei euch bleiben. Er kann zu den Bauern arbeiten gehen und bekommt dadurch leichter Zugang zu Nahrungsmitteln. Auch Ewald ist alt genug, um dir zu helfen.“ – Ewald wurde gerade zwölf. – Vater suchte längere Zeit im Futter seines Mantels und zog eine goldene Taschenuhr hervor und sagte:

„Hier nimm, es ist eine teure Uhr, gib sie nur dann weiter, wenn ihr in großer Not seid. Tausche sie dann bei den Russen gegen eine angemessene Gegenleistung, die euch weiterhelfen soll.“

Mutter nahm die Uhr und sah dabei ihrem ältesten Sohn beim Packen zu, der seine Sachen zu einem Bündel schnürte.

„Ich war so froh, dass der Große endlich wieder bei uns ist und jetzt nimmst du ihn uns wieder.“

Man merkte Vater an, dass ihm die Situation zuwider war und er war froh als sie uns verlassen konnten. Auch Schettle Gerhart sah man die Traurigkeit an. Er verlor damit, wie er meinte, seinen besten Freund, der ihm half, den Verlust seiner Angehörigen zu überwinden. Meinem Bruder hingegen war es nicht unangenehm uns wieder zu verlassen.

Es gelang Gerhart schon früh, Widrigkeiten und Problemen auszuweichen. Zum Unterschied zu Ewald und mir, hatte er die besseren Lernfähigkeiten, die Vater mit Recht zu fördern versuchte. Er wünschte sich, dass zumindest eines seiner Kinder einen höheren Schulabschluss erreichen sollte, daher unterstützte er ihn, soweit es ihm möglich war. Vater versuchte wohl auch deswegen Gerhard von unangenehmen Umständen fern zu halten. Diese Rücksichtnahme hat sicherlich auch zu seinem Verhalten beigetragen.

So plante Vater auch in der Zeit in Tereisen, als er Gerhard mit dem letzten Russentransport mit nach Österreich zu seiner Freundin Maria Koller in Pernitz, Niederösterreich nahm. Dort sollte Gerhard in Wiener Neustadt weiter das Gymnasium besuchen. Gerhart hingegen hatte kaum noch Lust dazu. Er tat sich schwer, wieder Anschluss an den neuen Schulbetrieb zu finden, denn die Vergangenheit hatte vieles von seinem Idealismus zerstört.

Noch dazu fürchtete er sich vor dem herannahenden Familiendrama, denn er wusste, dass auch wir bald aus der Tschechei eintreffen und Mutter ihren Mann dann bei einer anderen Frau antreffen würde.

Rache

Triggerwarnung.

Ich werde von Gewalttaten berichten und sie auch akustisch, soweit möglich, darstellen.

Ich habe es schon gesagt und wiederhole mich: Es fällt mir oft über weite Strecken nicht leicht, diese Geschichte zu vertonen.

Das Studium des Originaltextes, das Verfassen meines Scriptes, das Aufnehmen und endlich der Schnitt und die Vertonung, lassen mich mehrfach mit diesem Text beschäftigt. Man taucht tief in die Geschichte ein, versucht nach zu empfinden und ich werde dabei das eine oder andere mal auch von meinen dabei empfundenen Emotionen überrascht.

Die Vorstellung, wie sich Beatrice Brenner und die Kinder durch das ihnen bösartig feindlich gesinnte Land quälen, Tag um Tag mit Abscheu und Gewalt bedroht, beschossen, verfolgt, bespuckt und voller Schmerz bis zur Erschöpfung getrieben .. das hinterlässt mich stellenweise fassungslos.

Ja, ihr habt Recht, die letzte Folge habe ich nahezu emotionslos gestaltet. Ich war so nahe an Beatrice und den Kindern, das ich an manchen Kapiteln der Geschichte gescheitert bin. Auch nach Wiederholtem Aufnehmen ist es mir nicht gelungen, die Emotionen einzufangen und als Sprecher dennoch über ihnen zu stehen und weiterzufahren. So habe ich mich um einen etwas sachlichen Ton bemüht.

Zudem wird diese Serie wohl zu der längsten, die ich bisher für Against Fate produziert habe. Aus dem Manuskript Harrys entnehme ich so viele Informationen und bei Recherchen dazu tun sich immer weitere auf und vieles erscheint mir absolut wichtig für die Zusammenhänge.

Wie ich in der Ersten Folge zur Serie schon sagte, sind es die Randereignisse zu der jeweiligen Geschichte, die dem Ganzen erst den Rahmen gibt.

Für die Geschichte des Deutschen Reiches ist die Familie Brenner vielleicht nur ein kleines Schicksal und kaum erwähnenswert. Diese Familien Geschichte ist aber eine, die von vielen tausenden Familien ebenso furchtbar, ebenso grausam und lebensverändernd erlebt wurde. Anhand ihr erleben wir das Elend und die Wirren anders, direkter und wir erkennen, wie groß das damals wirklich war.

Das Ausmaß der Entscheidungen von Inhabern überbordender Macht und die grenzenlose Gier einiger Weniger lässt sich nur an den Auswirkungen auf die Familien und einzelne Menschen erkennen.

Beatrice Brenner und die Kinder Ewald, Harry und Gerlinde haben Tereisen erreicht und befinden sich zur Zeit ein wenig abseits von den Ereignissen in Tschechien. Der große Krieg war, wie das Deutsche Reich, vorbei und das Land wand sich unter den sozialen und politischen Nachwehen.

Das Elend zerstörter Familien, zerbombter Städte und des unglaublichen Leids der Bevölkerung, einhergehend mit einem bodenlosen Hass und Zorn, löste nahezu nahtlos die kurze Herrschaft der Deutschen und den Horror des Krieges ab.

Gotthilf Brenner musste in Begleitung der Soldaten, die ihn eskortierten, seine Familie in Gerspitz am Bahnhof verlassen. Als er, noch bevor der Zug losfuhr, durch die Großen Flügeltüren des Bahnhofes ging, fühlte er vor allem seine Machtlosigkeit in dieser Situation. Er war es gewohnt, selbst zu bestimmen, wie sein Leben verlief, was er tat. Die Soldaten sollten ihn nicht einfach begleiten, sie sollten auch verhindern, dass er sich – wie viele Andere vor ihm – aus dem Staube machte. Zudem kam hinzu, dass er bereits eine Einberufung ignoriert hatte.

Für ihn stand fest, dass er sich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit absetzen wird. Er würde desertieren, warum einen Kampf führen für ein Land, das er nie zu Gesicht bekommen hatte, das sich um ihn und seine Familie so wenig scherte und dazu sie alle in ein solches Schicksal geworfen hatte?

Für so einen aussichtslosen Unsinn war er nicht bereit sich zu opfern.

Er sollte, gemeinsam mit einem Haufen von alten Männern und halbwüchsigen Jugendlichen, an einen Ort gebracht werden, wo man sie auf den Einsatz vorbereiten wollte.

Heute ist bekannt, dass diese Vorbereitungen die Ausrüstung mit alten, teilweise schadhaften Waffen aus dem ersten Weltkrieg begann. Darauf wurde man nur mangelhaft unterrichtet, in den Händen so manches Mannes war danach so eine Waffe kaum mehr wert, als ein Prügel.

Während sie marschierten, unterhielt sich Gotthilf mit einem schlotternden 14jährigen, der unentwegt stammelte, dass er nach Hause wolle und da nicht mitmachen will. Er schlug vor, dass er den Jungen mitnehmen und nach Hause führen werde, sobald sich eine Gelegenheit ergab, abzuhaufen.

Und schon während der ersten Pinkelpause in einem Waldgebiet war es soweit.

Unbemerkt entfernten sich die beiden von ihrer Gruppe. Im Schutz der Bäume und Sträucher schlichen sie immer tiefer in den Wald, bis sie nichts mehr von den Anderen hören konnten.

Dann liefen sie los.

Sie umgingen besiedelte Gebiete, liefen querfeldein und erreichten bei Sonnenuntergang das vermeintliche Elternhaus des Jungen. Etwas abseits nahmen die beiden Abschied und Gotthilf sah dem Jüngling noch länger nach, während der voller Erwartung auf das Gehöft zu lief.

Der Junge tat ihm leid, denn für Gotthilf sah der Hof verlassen aus. Er vermutete, dass die Leute bereits geflüchtet waren oder vertrieben wurden.

Er zog sich wieder in den Wald zurück, um von dort aus – so er sich in der Dunkelheit noch orientieren konnte – seinen Weg fortzusetzen. Irgendwo im Gehölz lies er sich in der Nacht endlich todmüde auf den Boden fallen und schlief gleich darauf ein.

Es war noch dunkel, als er durch eine Frau, die in der Ferne um Hilfe schrie, aufgeschreckt wurde. Die verzweifelte Hilferufe steigerten sich zu grauenhaften Schreien, das erkennen ließ, dass dort ein Kampf um Leben und Tod stattfand.

Gotthilf sprang auf, rannte in die Richtung, aus der das Schreien kam, musste dabei aber immer wieder stehen bleiben um sich zu orientieren, denn das eigene Keuchen, das Streifen an Ästen und Zweigen und das Knacken unter den Füßen war so laut, dass er kaum etwas anderes hören konnte. Als er das zweite Mal stehen blieb, um zu horchen, hörte er nichts mehr.

Lange lauschte er, aber es blieb still – auch der Wald schwieg.

Während es langsam Tag wurde, schlug er sich noch einige Zeit durch das Buschwerk bis er zu einem Waldweg kam.

Der Weg führte nach ein paar Minuten an einer Hütte vorbei, deren Eingangstür weit offen stand. Die Flügel eines Fensters bewegten sich leise im Morgenwind. Misstrauisch schlich Gotthilf an die Hütte heran. Erst als er merkte, dass sie leer stand, trat er ein und sah, dass am Küchenherd noch Pfannen mit Speisen standen.

Das Grauen überkam ihn, als er durch die offene Tür in den nächsten Raum sah. Blutbefleckte Bettwäsche, die herumlag, aufgeschlitzte Polster an deren Federn das verspritzte Blut klebte. Die umgeworfenen Stühle und die Blutlachen am Boden, deren Spur ins Freie führte, all das ließ bei Vater keinen Zweifel zu, hier begann ein Todeskampf.

Nachdem er das Haus verlassen hatte, verfolgte er die Blutspuren, die jedoch bald danach aufhörten.

Um sich nicht selbst in Gefahr zu begeben, lies er die Suche sein und setzte seinen Weg nach Tereisen fort.

Drei Tage, nachdem er von der Volkssturmgruppe getürmt war, erreichte er den Gutshof in Tereisen.

Bärtig, mit zerrissener und verschmutzter Kleidung, gab er sich seinen ehemaligen Vorgesetzten und Mitarbeitern zu erkennen. Die hatten gerade alle Hände voll zu tun, nicht nur um ihre Wertsachen, sondern auch wertvolle Geräte und Gegenstände, die dem Institut zur Forschung gedient hatten, zusammenzupacken.

Besonders die beiden Führungskräfte, der Institutsleiter selbst sowie sein Parteikollege, rafften noch schnell das gesamte Edelmetall, vor allem Platin und Gold zusammen und verschwanden noch in derselben Nacht.

Soviel zu vermuten war, haben die beiden sich in die Schweiz abgesetzt, um mit dem Gegenwert der gestohlenen Güter ein neues und sicheres Leben zu beginnen. Sie ließen dabei ihre eigenen Leute zurück.

Bereits kurz darauf gab es für alle Anderen, die sich noch auf dem Gutshof aufhielten, keine Chance mehr, den Russen zu entkommen.

Die russische Armee hatte bereits das gesamte Gebiet unter ihre Kontrolle gebracht. Zu dieser Zeit hielten sich neun Erwachsene und sechs Kinder auf dem Gutshof auf, davon waren mit Gotthilf nur drei Männer. Einige der jungen Frauen hatte man bereits vor den russischen Soldaten versteckt. Als sie auch den Hof einnahmen, suchten sie nach den beiden Führungskräften, die namentlich auf ihrer Fahndungsliste aufschienen.

Jetzt trat Gotthilf Brenner in den Vordergrund, da er sich mit den Russen verständigen konnte. Er wurde gemeinsam mit allen anderen zur Kommandantur nach Koleschowic gebracht, wo sie einzeln verhört wurden.

Gotthilf musste als Dolmetscher fungieren. Er konnte immer wieder Zweifel bei der Befragung einzelner Personen ausräumen und bekam schließlich gemeinsam mit einem ehemaligen Mitarbeiter aus dem Institut, der mit ihm an der Entwicklung eines Kohlenstaubmotors gearbeitet hatte, einen Job als Mechaniker.

Sie wurden der dort stationierten russischen Instandsetzungstruppe unterstellt. Durch die Sprachkenntnisse und seine außerordentlichen Fähigkeiten als Mechaniker, entwickelte sich bald ein gutes Verhältnis zwischen ihm und einigen russischen Offizieren, wovon die meisten der Anderen, die auf dem Gutshof lebten, profitierten.

Durch sein energisches und mutiges Eingreifen konnte er auch die Vergewaltigung einer jungen Frau verhindern. Mit solchen und ähnlichen positiven Aktionen schuf sich Vater bei den jungen, zum Teil sehr hübschen Frauen, eine angesehene Position.

Erst in meiner Lehrzeit, die ich in den späten 1950er Jahren in Pernitz im väterlichen Betrieb hinter mich brachte, erfuhr ich zum ersten Mal von Vaters Erlebnissen, nachdem er uns damals am Bahnhof von Gerspitz verlassen musste.

Leider war ich mit sechzehn, siebzehn Jahren nicht klug genug, um diesen Erzählungen das gebührende Interesse entgegenzubringen.

Wohl auch deshalb, weil es nach dem Krieg quasi an der Tagesordnung stand, von allen Seiten Schicksalsberichte zu hören.

In unserer Werkstätte in Pernitz trafen sich zu jener Zeit viele ehemalige Kriegsteilnehmer und jeder einzelne von ihnen hatte „sein“ Kriegserlebnis zu berichten. Es waren Geschichten, die ich grausamer, brutaler und abenteuerlicher empfand als unsere eigene. Doch das wahre Leid dieser Generation waren auch diese nicht imstande zu vermitteln, obwohl sie die Leidtragenden dieses Wahnsinns waren.

Wie auch immer, ich habe nicht genug Interesse und Aufmerksamkeit dafür gehabt und so ist vieles von Vaters Erlebnissen dieser Tage leider für immer verloren.

Tereisen, das heutige Zderaz war einmal, wie viele der Gemeinden in Tschechien, ein deutschsprachiges Bauerndorf. Es befindet sich etwas abseits von der Hauptstraße, circa sieben Kilometer von Prag entfernt, in Richtung Karlsbad. Das Leben war beschwerlich, der Vater interessierte sich immer weniger für Beatrice und die Kinder. Und obwohl er sie mit dem allernötigsten versorgte, blieb er oft wochenlang fort.

In dieser Zeit als wir uns in Tereisen aufhielten, standen um den Dorfplatz bereits die verwaisten Gehöfte mit ihren Wohnhäusern und den stattlichen Einfahrten.

Dahinter befanden sich die Stallungen und Scheunen. Was uns Kinder besonders reizte, waren die etwas abseitsstehenden Hopfendörren, von denen es einige gab und die aussahen wie große Scheunen. Im Inneren befanden sich zwei bis drei aus Holz gezimmerte

Etagen, die mit großflächigen Gittern versehen waren, auf denen der Hopfen getrocknet wurde. In diesen Dörren spielten wir liebend gern, balancierten von einem Balken zum anderen, krochen bis ins Dachgeschoss, lösten dort die Dachziegel aus ihren Verankerungen und ließen diese über das Dach hinunter poltern, bis sie unten am Boden aufschlugen und in Stücke zerbrachen.

Das machte Spaß! Es gab niemanden der meinem Freund und mir Einhalt befohlen hätte. Die Besitzer, wenn sie überhaupt noch lebten, hatte man vertrieben und die ansässigen Tschechen sahen uns mit Schadenfreude zu, demolierten wir doch nur den ehemaligen Besitz von Deutschen.

In den meisten deutschsprachigen Dörfern und kleinen Städten, kam es schon vor hunderten von Jahren zu Synthesen zwischen Juden und Deutschen, so auch in Tereisen. Davon zeugte nicht nur der jüdische Friedhof, sondern etwas abseits vom Dorfplatz stand auch eine Synagoge, die von Sträuchern umwuchert war und deren Fenster und Türen zu dieser Zeit, mit Brettern vernagelt waren. Ich hätte mir gerne in meiner kindlichen Neugier, dieses Bethaus von innen angesehen, doch Mutter hatte es mir vehement verboten.

Mitten im Dorf befand sich ein Kioskähnlicher Gemischtwarenladen, der wiederum von einer jüdischen Familie geführt wurde. Dort kauften wir, wenn sich der Schettler Gerhard zusätzlich ein paar Kronen verdient hatte, die wichtigsten Grundnahrungsmittel ein. Bei einem solchen Einkauf bot Mutter diesen Kaufleuten ihre Nähkenntnisse an, die sie sich bereits in ihrer Kindheit von ihrer Mutter angeeignet hatte. Bereits während des Krieges und auch danach nähte sie sich ihre Kleidung und die von uns Kinder, aus alten Kleidungsstücken, Uniformen und Wehrmachtsdecken.

Wir Buben bekamen Joppen mit aufgenähten Taschen und dazu Hosen. Schaudern erinnere ich mich vor allem noch an die Hosen, welche aus den Decken genäht worden waren. Diese waren zwar warm, jedoch auch so rau, dass sie mich zwischen den Schenkeln wundrieben.

Mutter bekam von der Kaufmannsfamilie Arbeit für ein bis zwei Tage pro Woche. Dort nähte und flickte sie die Wäsche und verhalf manch altem Kleidungsstück zu einem neuen Aussehen.

Als Gegenleistung erhielt sie Grundnahrungsmittel und manchmal auch ein wenig Geld. Die Hilfsbereitschaft und das Verständnis dieser Familie für unsere Notlage ließen erkennen, dass auch sie ein schweres Schicksal hinter sich hatten.

Immer mehr zeichnete sich ab, was Harry schon einmal indirekt angesprochen hatte: das seine Mutter schon früh mit dem Wodka in Berührung kam. Immer öfter verdrängte sie ihren Seelenschmerz mit Alkohol, der ihr half, ihre Gegenwart zu ertragen. Und zum inneren Rückzug und dem vom Alkohol gedämpften Schmerz, gesellte sich das körperliche Verlangen, die Abhängigkeit.

Wenn es Geld gab, musste Ewald nach Koleschovic, um all die Dinge zu besorgen, die es in diesem kleinen Laden nicht gab. Doch wenn Mutter ihn bat, ihr auch Rum mitzunehmen kam es zwischen den Beiden stets zu Streit.

Um sich seinen Vorwürfen nicht aussetzen zu müssen, fragte sie eines Tages mich, ob ich bereit wäre, ihr den Alkohol zu besorgen, um ihren quälenden Entzug zu lindern.

Fünfeinhalb Jahre war ich zu dieser Zeit alt.

Das Städtchen lag ungefähr 4 Kilometer von Tereisen entfernt. Erfreut und stolz über diesen Auftrag, schlüpfte ich sogleich in ein frisches Hose und Hemd und stand gleich darauf barfuß und ungeduldig vor Mutter, die mir eindringlich verbot, die Hauptstraße zu benützen und mir einen anderen Weg erklärte, der über Feldwege nach Koleschovic führte.

Wo ich den Rum dort bekommen würde, wusste sie allerdings nicht.

„Frag die Leute“, meinte sie.

„Einer der Tschechen gibt dir sicher Auskunft, die meisten von ihnen verstehen Deutsch.“

Die Sonne schien fröhlich warm und der Gesang der Vögel begleitete mich, während ich den staubigen Feldweg zu meinem Ziel entlanglief.

Im Städtchen angekommen, versuchte ich sogleich in meiner Sprache, die entgegenkommenden Menschen zu befragen, doch die Mehrzahl der Leute ging an mir vorbei, ohne mich zu beachten und diejenigen die stehenblieben beschimpften mich laut auf Tschechisch.

Ratlos lief ich die Straße rauf und runter und blieb irgendwann verzweifelt stehen. Da sah ich eine alte, vornehme Dame auf mich zukommen. Zuerst sprach sie mich auf Tschechisch an, als sie merkte, dass ich sie nicht verstand, erzählte sie mir auf Deutsch:

„Ich habe dich schon des Längeren beobachtet, wobei mir auffiel, wie einige der Leute dich angehen.“

Weiters fragte sie: „Kann ich dir helfen? Bist du von hier?“

Ich schüttelte den Kopf und antwortete zaghaft: „Ich suche ein Geschäft, in dem ich Rum bekomme.“

Diese nette, elegante Frau begleitete mich bis in Sichtweite eines Geschäftes, dort bedankte ich mich und lief erfreut auf den Laden zu. Ein junger freundlicher Verkäufer, der sofort erkannte, dass ich ihn nicht verstand, nahm mir das Geld und die Rumflasche ab, roch kurz hinein, nickte und verschwand.

Als er wieder erschien, reichte er mir die halbvolle Flasche, ohne mit mir ein Wort gewechselt zu haben. Danach verließ ich erleichtert den Laden und als ich auf der Straße stand, bemerkte ich, dass sich das Wetter geändert hatte.

Nun fegte ein heftiger Wind durch die Gassen, der Papier und anderen Unrat vor sich hertrieb. Als ich meinen Blick nach Oben richtete, sah ich hoch über den Dächern große Haufenwolken hinweg ziehen. Ich verließ das Städtchen im gewohnten Laufschrift und erreichte bald wieder meinen vertrauten staubigen Feldweg.

Erst dort fiel mir auf, wie stark und rau der Wind geworden war, noch dazu führte er eine Menge Staub mit sich und kam nun von vorne auf mich zu.

Es dauerte daher nicht lange bis mich eine heftige Sturmböe zu Boden warf, wodurch mir die Rumflasche aus der Hand glitt. Noch am Boden liegend, spürte ich in meinen Augen ein

schmerzhaftes Brennen und Kratzen. Ich setzte mich auf und tastete verängstigt nach der Flasche. Als ich sie nicht zu spüren bekam, versuchte ich die Augen zu öffnen, doch der Schmerz war unerträglich. Hilfloß saß ich da und begann zu weinen, wobei mir dicke Tränen über die Wangen kullerten. Nachdem der Seelenschmerz nachgelassen hatte, öffnete ich vorsichtig meine Augen und stellte fest, es tat nicht mehr so weh. Die vielen Tränen hatten mir den Staub aus den Augen geschwemmt und als ich mich erhob und mich umsah, entdeckte ich die Rumflasche unversehrt am Wegrand im Gras.

Mit großen Tropfen begann es zu regnen. Am Himmel, der in der Zwischenzeit von schwarzen, bedrohlichen Wolken verhangen war, konnte ich die Blitze in der Ferne verfolgen, die zischend zur Erde fuhren. Dies, sowie auch das Grollen des herannahenden Gewitters, ließen mich noch schneller laufen. Mit meinen erst fünfzehn Jahren fiel mir dabei nicht auf, dass ich genau in die Gewitterfront hineinlief, zudem hatte der Regen wolkenbruchartig zugenommen.

Erbarmungslos prasselte das Wasser auf mich nieder, meine Haare und die Kleidung klebten patschnass an meinem Körper. War es zuvor der Staub gewesen, der mir die Sicht genommen hatte, so war es diesmal der Regen.

Plötzlich erschrak ich. Ein blendender Blitz mit einem gewaltigen Krachen, Zischen und Knistern fuhr unweit von mir in eine Baumgruppe. Im selben Moment spürte ich wie es mir heiß wurde. Geschockt stand ich zitternd im Regen und traute mich nicht weiter. Als der Schock nachgelassen hatte, begann ich wieder zu weinen.

War es damals der Schreck oder der Rest eines Spannungsfeldes, das kann ich heute nicht mehr beurteilen. Jedenfalls hat sich auch dieses Erlebnis einen Platz in meinem Gedächtnis geschaffen.

So rasch wie das Unwetter hereingebrochen war, so schnell war alles wieder vorbei. Mein Selbstmitleid verflog, als die Sonne sich wieder zeigte und die Feldlerchen mich mit ihrem fröhlichen Gesang wieder mit der Welt versöhnten. Als Draufgabe durfte ich ein unvergessliches Naturereignis erleben.

Einen Regenbogen, einen, den ich in einer solchen Schönheit auch später nicht wieder zu sehen bekommen habe, berührte nicht weit von mir als intensives, breites Farbenband die Erde. Das Grün der Bäume, Sträucher und Wiesen, die sich dahinter befanden wurden übertüncht von den strahlenden Spektralfarben. Ich war überwältigt von diesem märchenhaften Anblick, der eine eigene kindliche Freunde in mir weckte, so als hätte man mir ein besonderes, schönes Geheimnis anvertraut. Patschnass stand ich da und konnte mich kaum von diesem Anblick lossagen.

Noch heute, wenn ich mir die „Pastorale“, die sechste Symphonie von L. van Beethoven anhöre, erinnert mich die Gewitterstimmung im vierten Satz an Tereisen.

„Wo warst du solange?“, fuhr mich Mutter an, als ich zuhause eintrat.

„Du bist ja ganz nass, warum hast du dich nicht wo untergestellt? Komm gib mir die

Flasche.“

Ich übergab ihr den Rum, sie drehte sich von mir weg und trank auf zweimal den gesamten Inhalt leer. Es dauerte nicht lange und sie bekam feucht glänzende Augen, bald darauf einen trügen stumpfen Blick und auch ihre Stimme und ihr Gemütszustand veränderten sich zusehends.

Schon als Kind und auch später als Erwachsener erkannte ich immer, wenn andere Menschen leicht berauscht waren und auch wenn sie dies manchmal nur ungern zugaben, verfehlte ich selten ihren Zustand.

Die Zeit in Tereisen war alles andere als leicht für uns, vor allem die Angst vor den tschechischen Repressionen war immer gegenwärtig.

Während den ersten Monaten, die die Familie Brenner am Gelände des Gutshofes von Tereisen lebte, formierten sich allenorten die später als Todesmärsche bekannt gewordenen Flüchtlingszüge.

Ich habe bereits berichtet, wie die sogenannten Partisanen in der Tschechoslowakei wüteten. Auch Familie Brenner hatte ja, wie in der vorigen Folge gehört, ähnliche Erfahrungen gemacht. Nur hatte man hier das unsagbare Glück, das die mutigen Freiheitskämpfer ihren Flüchtlingszug fluchtartig verließen, weil sie von versprengten Deutschen angegriffen wurden.

Nach übereinstimmenden Quellen erreichte Exilpräsident Edvard Beneš bereits während des Krieges die Zustimmung der Alliierten zu einem großen „Bevölkerungstransfer“; dies geschah 1943 in Moskau in einem persönlichen Gespräch mit Josef Stalin. Die Zustimmung wurde jedoch geheim gehalten.

Großbritannien gab Beneš noch den Rat, auf das Schuldprinzip zu verzichten.

Außenminister Anthony Eden warnte bereits im Herbst 1942 davor, die Anwendung des Schuldprinzips könne „das eventuell wünschenswerte Ausmaß von Bevölkerungsverschiebungen begrenzen“. Die USA hatten ebenfalls keinen Einwand gegen „die Eliminierung der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei“.

Hier wurde dem im Exil agierenden Präsidenten also explizit geraten, nicht nur „verantwortliche Deutsche, also solche, die nachweislich schuldhaft gehandelt haben, zu vertreiben, sondern eine radikalere Lösung anzustreben.

Im Oktober 1943 äußerte Edvard Beneš in London in kleinem Kreis:

„Den Deutschen wird mitleidlos und vervielfacht all das heimgezahlt werden, was sie in unseren Ländern seit 1938 begangen haben“.

Im November 1944, als das Land noch bis auf die Ostslowakei von deutschen Truppen besetzt war, rief der tschechoslowakische Militärbefehlshaber Sergěj Ingr in der BBC auf:

„Schlagt sie, tötet sie, lasst niemanden am Leben.“

Die ersten Aussiedlungen Sudetendeutscher waren noch kriegsbedingt: Die deutschen Behörden begannen, da sich die Rote Armee unaufhaltsam näherte, mit der Evakuierung der Deutschen.



Beneš Dekrete, Partisanen und Tschechische Soldaten bei einer Vertreibung

Zum Teil flüchteten Deutsche in den Kriegswirren aber auch unorganisiert, aus Furcht vor Racheaktionen nach dem Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion.

Mit Beginn des Prager Aufstandes am 5. Mai 1945, noch vor der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht am 8. Mai und somit noch vor der Befreiung durch alliierte Truppen, gelang es der tschechischen Bevölkerung, in Teilen des Landes die Kontrolle zu erringen. Dort kam es dann bereits zu ersten als „spontane Vertreibungen“ bezeichneten gewaltsamen Maßnahmen der tschechischen Bevölkerung gegen noch anwesende Deutsche.

Die öffentlichen Ansprachen Beneš' am 12. und 16. Mai, in denen er die Entfernung der Deutschen als absolute Notwendigkeit erklärte, bildeten sodann den entscheidenden Impuls zur Intensivierung der „wilden Vertreibungen“, bei der es zu brutalen Exzessen und mörderischen Angriffen gegen Deutsche kam.

Ich will keinesfalls die Deutschen Verbrechen verharmlosen, diese sind unbeschreiblich und kaum in Worte fassbar. Aber hier sprechen wir von Deutschen und Österreichern die zum einen Aussiedler ohne Wissen um die Begebnisse im Deutschen Reich angesiedelt wurden und vor allem von Menschen, deren Familien schon seit Generationen in den Tschechischen Gebieten lebten. Höre dazu Folge 1 dieser Serie.

Die Grausamkeiten, mit denen sich die Tschechoslowakische Bevölkerung, Zivile ebenso wie die Marodeure der Revanchisten, nun auf die Flüchtenden warf, ist aber ebenso unfassbar und wider jedes Völkerrecht gewesen.

Flüchtlinge, die vom johlenden und schlagenden Mob wie Vieh bis zur Erschöpfung gehetzt wurden, trotteten die Straße von Brünn Richtung Österreichische Grenze ins sowjetisch besetzte Niederösterreich und Wien zu. Es ist der 30. Mai 1945.



Brünn 1945, Beginn der Todesmärsche

In nur zwei Tagen starben von 27.000 Flüchtlingen aus Brünn insgesamt 5200 Menschen. Viele wegen mangelnder Versorgung und Krankheiten, die sie aus den Lagern, in die man sie vorher getrieben hatte, mitgebracht haben. In nur zwei Tagen mussten Kranke, Alte und Kinder 137 Kilometer nach Wien zurücklegen.

Ältere und Kranke Menschen, die zu Tode erschöpft waren, brachen zusammen und wurden mit Knütteln und Mistgabeln getötet. Wer zurückblieb musste sterben, wurde mit Steinen beworfen, gestochen, verletzt. Man sprang den auf dem Boden kriechenden auf den Rücken, brach ihnen die Knochen und trat sie zu Tode.

Die Felder, die der Zug entlang ging, waren übersät mit Leichen. Die Luft schwer vom Rauch mancher Feuer. Frauen wurden aus dem Zug gezogen und am Straßenrand vergewaltigt, während man die Familie, die zu Hilfe eilen wollte, erschlug.

Aus nahegelegenen Gruben qualmten die Feuer verbrennender Menschen. Manche wurden in Brunnen geworfen, mit Diesel übergossen und angezündet.

Der Begriff Leichenfelder bekam hier eine völlig neue Bedeutung. Das Cover dieser Serie zeigt ein solches und die sich im Trauerschmerz krampfende Frau im Vordergrund ist echt. Das Bild ist weitaus größer, dies ist nur ein Ausschnitt – der Schmerz der darauf zu sehen ist, kann aber nur als

Detail dargestellt werden. Frauen, die ihre Söhne oder Männer am Wegesrand sterbend oder tot fanden. Gebrochen, zerschlagen, manche zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

Schreie, Weinen, Rauch, Blut, Sterben, Tod. Keine Möglichkeit, die geliebten Toten mit zu nehmen, bei ihm zu verhalten, zu trauern - weitergetrieben, weitergeprügelt, weitersterbend.

Ich kann den Zorn des Volkes im Grunde verstehen – man versetze sich nur in die Person einer Mutter, der zusehen musste wie man ihr Kind verbrennt.

Aber aus den Augen des Harry Brenner, der mindestens ebenso unschuldig ist, gilt es dasselbe Entsetzen und denselben Zorn zu verspüren.

Wie extrem musste dieser Zorn sein, wie extrem die erlittenen Demütigungen? Diese nahezu tierischen Exzesse einer tollwütigen Masse sind natürlich auch von der Öffentlichkeit nicht unbeachtet geblieben. Die Zeitungen und Radios dieser Zeit berichteten davon und Beneš geriet dabei in die Kritik.

Ich habe ja schon einiges an Zynismus aus den Jahren vom Verfall der Monarchie bis zu den Nachkriegsjahren des 2. Weltkrieges gelesen. Aber was Beneš am 14 Oktober 1945 in Melnik als Antwort auf die Vorwürfe öffentlich kundtat, ist aus meiner Sicht kaum zu überbieten:

„In der letzten Zeit werden wir jedoch in der internationalen Presse kritisiert, dass der Transfer der Deutschen in einer unwürdigen, unzulässigen Weise durchgeführt wird. Wir tun angeblich dasselbe, was die Deutschen uns taten; wir beschädigen angeblich unsere eigene Nationaltradition und unseren bisher untadeligen Ruf. Wir machen angeblich einfach die Nazisten in ihren grausamen, unzivilisierten Methoden nach.

Mögen diese Vorwürfe in Einzelheiten wahr sein oder nicht, ich erkläre ganz kategorisch: Unsere Deutschen müssen ins Reich weggehen und sie werden in jedem Fall weggehen. Sie werden wegen ihrer eigenen großen moralischen Schuld, ihrer Vorkriegswirkung bei uns und ihrer ganzen Kriegspolitik gegen unseren Staat und unser Volk weggehen.

Die, die als unserer Republik treu gebliebene Antifaschisten anerkannt werden, können bei uns bleiben. Aber unser ganzes Vorgehen in der Sache ihrer Abschiebung ins Reich muss human, taktvoll, richtig, moralbegründet sein. [...]

Alle untergeordneten Organe, die sich dagegen versündigen, werden sehr entschieden zur Ordnung gerufen werden. Die Regierung wird in keinem Fall erlauben, dass der gute Ruf der Republik durch unverantwortliche Elemente beschädigt wird.“

Und dann wurde in der Provisorischen Nationalversammlung am 8. Mai 1946 ein Straffreiheitsgesetz für die im „Freiheitskampf“ zwischen 1938 und 45 begangene Straftaten beschlossen.

Das Beneš-Dekret 115/46 erklärt Handlungen „im Kampfe zur Wiedergewinnung der Freiheit“ oder jene, „die eine gerechte Vergeltung für Taten der Okkupanten oder ihrer Helfershelfer zum Ziel hatte“, für nicht widerrechtlich.

Vergewaltigungen, Folter, Mord und jedwede Grausamkeit gegenüber Unschuldigen wurden damit legitimiert.

Der Wiederaufbau des Staates Tschechoslowakei wurde mit einem Akt der Grausamkeit begonnen. Mit eben derselben Grausamkeit, an der er zuvor zerbrach.

Die Tschechoslowakei nahm blutige Rache.

Weiterleben

Zuletzt waren die Todesmärsche in der Tschechei Thema für mich. Aber: Todesmärsche gab es überall. Vertreibungen gab es aber überall in Europa. In Jugoslawien, Ungarn, Polen und eben der Tschechoslowakei.

Als Todesmarsch wurden zuvor im Grunde die Räumungen der Gefangenenlager der Nazis bezeichnet, die verhindern wollten, dass ihre Gefangenen in die Hände der Roten Armee fielen. Um das Bild, das ich zuletzt von der Tschechischen Bevölkerung gezeichnet habe zu vervollständigen, muss auch das etwas Betrachtung erhalten.

Im letzten Jahr des Zweiten Weltkriegs wurde das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager zu einem nahezu flächendeckenden Netz ausgebaut, in dem über 700.000 Gefangene inhaftiert waren um, unter anderem, in Zwangsarbeit Kriegsmaterial herzustellen. Zugleich verkleinerte sich der deutsche Machtbereich durch das Vorrücken der Alliierten stetig. Um eine Befreiung der Häftlinge zu verhindern, räumte die SS fast alle Konzentrations- und Außenlager.



Todesmarsch in Bayern, Deutschland, Ort unbekannt – vermutlich Dachau

Die Gefangenen wurden - unzureichend bekleidet und verpflegt - mit mörderischen Bahntransporten in überfüllten Güterwaggons weggeschafft oder auf tage- und wochenlange

Gewaltmärsche, mitten durch zahlreiche Städte und Dörfer, getrieben. Diejenigen, die mit dem Tempo der Kolonnen nicht mithalten konnten oder versuchten zu fliehen, wurden von den Wachmannschaften an Ort und Stelle ermordet und meist einfach im Straßengraben liegen gelassen. Die Häftlinge nannten diese Transporte: Todesmärsche.



Todesmarsch im Ennstal, Österreich

Durch die zahlreichen KZ-Außenlager und die allgegenwärtige Zwangsarbeit gehörten nationalsozialistische Verbrechen bereits zum Alltag. Mit der Räumung der Lager erreichten die massenhaften Gewalttaten gegenüber KZ-Häftlingen schließlich auch die kleinsten Gemeinden.

In Deutschland und Österreich spielten sich dabei absolut die selben Szenen ab wie später dann in der Tschechoslowakei. Höre dazu bitte auch die vorigen Folgen. Über die Räumungen und die anschließenden Gewaltmärsche mit tausenden von Toten will ich hier nicht berichten, das würde Bücher füllen. Worauf ich während meiner Recherchen das Augenmerk gerichtet habe, war die Gewaltbereitschaft der zivilen Bevölkerung.

Ganz speziell in Österreich ist man ja heute meist der Meinung: Österreich sei in den Nationalsozialismus mehr oder weniger hineingerutscht, man war ja eigentlich fast schon genötigt gewesen, sich Deutschland anzuschließen und war den Repressalien eher ausgeliefert als daran beteiligt. Das ist Humbug und weit an der Wahrheit vorbei. Wie ich in der ersten Folge dieser Serie sagte, waren viele und einflußreiche Strömungen in Österreich schon in den früheren 1920er Jahren daran den Anschluß an des Deutsche Reich zu propagieren – hier wurde die Parole „Heim ins Reich“ erst geboren.

Als Österreicher betrifft mich das besonders.

Man möge sich über die Todesmärsche der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter – Männer, Frauen und Kinder - vom berüchtigten Lager Graz Liebenau Richtung Mauthausen und die dabei stattgefundenen Verbrechen informieren.

Man denke bitte an all die Außenlager von Mauthausen: Aflenz bei Leibnitz, an Vöcklabruck-Wagrain, an Ternberg, an Steyr-Münichholz, St. Valentin, Schloß Lind, St. Lambrecht oder Melk – mir sind mehr als 20 KZ Außenstandorte Mauthausens bekannt, wo Zwangsarbeiter für das Regime gearbeitet haben um dann, wenn sie überhaupt überlebten, am Ende des Krieges in Vernichtungslager getrieben zu werden, die mehr im Landesinneren lagen. Es werden wohl mehr als diese 20 gewesen sein – ich wollte nicht mehr weiterforschen. Im Quellennachweis in den Shownotes findet ihr einen Link.

Fakt ist, das auch in entlegenen Dörfern wie Wagna und Aflenz bei Leibnitz Mord und Totschlag Gang und Gebe war – und an den Stammtischen von unseren Urgroßeltern stets nur mit: „Des Gsindl muas eh weg“ geredet wurde. Man muss auch bedenken, dass diese Lager auch von Österreichischen Soldaten geführt wurden.

Es reicht auch zu sagen, das im Namen des Deutschtums sowohl in Deutschland und Österreich grausamste Verbrechen begangen wurden. Vor allem haben örtliche Gruppen allerorten Jagd auf Flüchtige, die diesen Todesmärschen entkamen, gemacht.

Ich glaube nicht, das man jemals alle Täter gefasst hat – ich bin überzeugt, das der weitaus größte Teil in der Verschwiegenheit Deckung fand und unbehelligt weiterleben konnte.

Jede politische Aufarbeitung der letzten Jahrzehnte gerät angesichts der unglaublichen Taten und vor allem, wie viele das waren, zur Farce, einem schmerzhaft lächerlichdiplomatischen Lippenbekenntnis.

Nichtsdestotrotz gab es zumindest in Deutschland und Österreich eine gewisse Tendenz, die Vergangenheit aufzudecken, zu sühnen und aufzuarbeiten.

Die späteren Flüchtlings-Todesmärsche aus der Tschechoslowakei sind deshalb speziell, weil sie, wie in der vorigen Folge erzählt, politisch gesteuert und angetrieben und später per Gesetz legitimiert worden sind. Bis heute wird eine weitere Aufarbeitung in den aus der Tschechoslowakei entstandenen Staaten Tschechien und Slowakei verweigert. Dies ist ebenso in Ex Jugoslawien der Fall – über die Gräueltaten die den Menschen dort von Nazis angetan wurde, spricht man gerne – über die Rache die man damals nahm, jedoch nicht.

Vielerorts sieht man das als gerecht und legitim an.

Ein Gedanke der sich eigentlich aufdrängt. Widmet man sich jedoch der Geschichte einzelner und unschuldiger Personen, vielleicht noch Kindern damals – dann verliert sich dieser Gedanke augenblicklich.

Ich möchte dieses dunkle Kapitel nun schließen und mich wieder der Geschichte Harrys widmen.

Irgendwann nachdem Beatrice Brenner ihre verhängnisvolle Zeit mit den Operationen ihres Beines überwunden hatte, muss Gotthilf seiner damals 28-jährigen Zuggefährtin Mitzi nähergekommen sein.

Es ist für Harry bis heute kaum nachvollziehbar, wie sein Vater sich in all den Kriegsjahren und auch während dem chaotischen Kriegsende stets mit Mitzi treffen konnte, da in dieser Zeit fast alle Zugverbindungen zerstört waren und es auch sonst kaum Fahrgelegenheiten gab. Ob durch deutsche oder später auch durch russische Sperrzonen zu gelangen, er schaffte es stets Pernitz zu erreichen.

Harry ist davon überzeugt, dass Sein Vater Gotthilf – soweit es ihm möglich war – schon während der Kriegsjahre den Ort der Lageraufenthalte seiner Familie so bestimmte, dass es ihm möglich war Wr. Neustadt oder Pernitz ohne große Entfernungen zu erreichen.

Als meine Söhne und ich nach dem Tod meines Vaters 1987 seine persönlichen Dokumente unter Gerümpel und Zeitungsstößen aufstöberten, entdeckten wir unter anderem einige Zeitdokumente.

Wir fanden eine „Reisegenehmigung“ ausgestellt am 23.2.1945, einen Monat bevor wir Gerspitz fluchtartig verlassen mussten.

Außerdem einen nachträglich ausgestellten „Durchlaßschein“ vom 14. März 1945, knapp vor oder während unsrer Flucht, der bescheinigt, dass er sich damals ebenfalls bereits auch in Österreich aufhielt.

In der Zeit als Mutter und wir 1945-1946 in Tereisen festsaßen, besaß er bereits einen österreichischen „Identitätsausweis“, der die Anschrift von Mitzi in Pernitz trug, ausgestellt in Wr. Neustadt.

Österreich war zu dieser Zeit von den Siegermächten besetzt und diese teilten unser Bundesgebiet, so auch die Bundeshauptstadt Wien in vier Zonen. Um von einer Zone in die andere zu gelangen, benötigte man am Anfang der Besetzung einen Ausweis, der in den vier Sprachen Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch verfasst war.

Was Harry damals auffiel, als er die Dokumente in die Hände bekam, war, dass Vater bereits als österreichischer Staatsbürger in diesem Ausweis eingetragen war.

Ungefähr zur selben Zeit bekamen auch Beatrice, Ewald, Harry, Gerlinde und Gerhard die österreichische Staatsbürgerschaft.

Die entsprechenden Papiere trafen zwei Monate später in Tereisen ein.

Wie bereits erzählt, kam dabei das gemeinsame Geburtsdatum des älteren Bruders und seines Freundes Gerhart zum Tragen.

Der Schettle Gerhart hatte dadurch das Glück, anstatt des Bruders, den Gotthilf schon lange zuvor mit russischer Hilfe illegal über die Grenze nach Österreich gebracht hatte, mit der Familie die Tschechei verlassen zu können.

 <p>Unterschrift des Inhabers Signature of bearer Signature du titulaire Подпись владельца</p> <p>1 ÖSTERREICH STENPELMARKE 1 SCHILLING 1946</p>	<p>Vor- und Zuname: <u>Gottlieb Brenner</u></p> <p>Ort und Tag der Geburt: <u>Lichtental</u> <u>9. 5. 1905.</u></p> <p>Staatsbürgerschaft: Österreich</p> <p>Stand (ledig, verh., gesch., verw.): <u>verh.</u></p> <p>Beruf: <u>Mechaniker</u></p> <p>Wohnort: <u>Pernitz Karlg. 87.</u></p> <p>Körpergröße: <u>172</u></p> <p>Gesicht: <u>oval</u></p> <p>Farbe der Augen: <u>blau</u></p> <p>Farbe der Haare: <u>brunett</u></p> <p>Besondere Kennzeichen: <u>—</u></p> <p> <u>Wiener Neustadt</u> <u>4. Juni 1946</u> Ort und Datum der Ausstellung</p> <p><u>Jucy</u> Unterschrift des ausfertigenden Beamten</p>
---	--

<p>Christian and family name: <u>Gottlieb Brenner</u></p> <p>Place and date of birth: <u>Lichtental</u> <u>May 9, 1905</u></p> <p>Citizenship: <u>austrian</u></p> <p>Unmarried, <u>married</u>, divorced, widowed: <u>—</u></p> <p>Profession: <u>mechanician</u></p> <p>Address: <u>Pernitz Karlg. 87</u></p> <p>Size: <u>172</u></p> <p>Countenance: <u>oval</u></p> <p>Eyes: <u>blue</u></p> <p>Hair: <u>brunet</u></p> <p>Distinguishing marks: <u>—</u></p> <p> <u>Wiener Neustadt</u> <u>25. 6. 46</u> Place and date of issue</p> <p><u>Jucy</u> Signature of officer in charge</p>	<p>Nom et Prénom: <u>Gottlieb Brenner</u></p> <p>Lieu et date de naissance: <u>Lichtental</u> <u>le 9 mai 1905</u></p> <p>Nationalité: <u>autrichienne</u></p> <p>État (célibataire, <u>marié</u>, divorcé veuf [ve]): <u>—</u></p> <p>Profession: <u>mechanicien</u></p> <p>Domicile: <u>Pernitz Karlg. 87</u></p> <p>Taille: <u>172</u></p> <p>Visage: <u>oval</u></p> <p>Couleur des yeux: <u>bleue</u></p> <p>Couleur des cheveux: <u>brunette</u></p> <p>Signes particuliers: <u>—</u></p> <p> <u>Wiener Neustadt</u> <u>25. 6. 46</u> Lieu et date de la délivrance</p> <p><u>Jucy</u> Signature du Service compétent</p>
--	---

Имя и фамилия: Томашевский Борис
 Место и день рождения: Минский
9.05.1905 г.
 Гражданство: австрийское.
 Состояние (хол., жен., разв., вдов.): _____
 Профессия: механик
 Место жительства: Польша, Карп. 87
 Величина тела: 172
 Лицо: овальное
 Цвет глаз: голуб.
 Цвет волос: блонд
 Особые приметы: _____

Рaum für amtliche Ergänzungen und Berichtigungen.

Off nicht als Nachweis der österreichischen Staatsbürgerschaft

BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT
WIEN NEUSTADT, N.O.

25.6.46

Wiener Neustadt

Место и число выдачи

Луги

Подпись чиновника
выдавшего удостоверение

BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT
WIEN NEUSTADT, N.O.

ОФИЦИАЛЬНО
УКОНФИРМОВАНО
22.11.1947

Lange bevor wir die Papiere erhielten, erfuhren wir, dass in der nächsten Zeit ein Flüchtlingstransport nach Deutschland abgehen sollte, der bereits von Tschechen und dem russischen Militär zusammengestellt wurde.

Da unsere Dokumente noch nicht angekommen waren, hatten wir wenig Hoffnung, mit diesem Transport mitkommen zu können.

Ohne Staatszugehörigkeit gab es kaum eine Chance das Land zu verlassen, denn alle die ausreisen wollten, mussten sich rechtzeitig mit ihren Papieren bei der russischen Kommandantur melden, um eine der begehrten Ausreisegenehmigungen zu erhalten.

Auch damals meinte es das Schicksal gut mit uns. Die Zeit drängte bereits, als wir doch noch unsere Dokumente erhielten. Ein russischer Offizier, der ebenfalls gemeinsam mit seiner Frau in Tereisen einquartiert war, den Mutter an manchen Abenden besuchte, um sich mit ihnen zu unterhalten, war es zu verdanken, dass wir innerhalb kürzester Zeit die Ausreise genehmigt bekamen. Auf welche Weise wir diese Dokumente erhielten, konnte ich im Nachhinein leider nicht mehr erfahren.

Im August 1946 war es dann endlich soweit.

Wir wurden mit unserem armseligen Gepäck, das zuvor auf Inhalt und Gewicht überprüft worden war, zur Bahnstation gebracht. Dort war bereits eine lange Zuggarnitur, die ausschließlich aus Viehwagons und einer großen Dampflokomotive bestand, bereitgestellt. Bevor

wir in die Wagons verladen wurden, teilte man die Ankömmlinge in zwei Gruppen. Der größte Teil bestand aus Sudetendeutschen, die weiße Armbinden bekamen und der zweite Teil aus dem Rest, dem auch wir angehörten. Nachdem wir bereits zum dritten Mal unsere Dokumente vorgezeigt hatten, durften wir endlich in einen der Wagons klettern. Männer, die ebenfalls mit uns das Land verließen, halfen Mutter in den Zug.

Damals konnte ich mit meinen sechs Jahren noch nicht begreifen, welchen Grund es geben könnte, österreichische und deutsche Leute, die die ganzen Jahre gemeinsam gelebt hatten zu trennen. Die ganze Zeit über waren wir ein Volk und jetzt? Auch meine Angehörigen fühlten sich nicht wohl dabei, da sie damit ihre deutsche Identität verleugneten.

Das Kriegsende lag nun fast eineinhalb Jahre zurück und noch immer konnte man kein humanes Verhalten bei den Tschechen erkennen, die ihr Machtgehabe durch Willkürhandlungen demonstrierten. So auch bei dem bevorstehenden Transport. Sie gaben keinerlei Informationen an die Flüchtlinge weiter, daher tauchten viele Fragen auf. Als wir in die Viehwagons gepfercht wurden, wusste niemand, was auf uns zukommen oder wie lange die Fahrt dauern würde. Keiner kannte den Streckenverlauf oder wusste über welchen Grenzübergang die Fahrt führen würde. Einige hatten ihre Zweifel, dass sie Deutschland überhaupt jemals erreichen würden.

Ich selbst kann mich nicht mehr erinnern wie Mutter und wir Kinder in den Eisenbahnwagon gelangten. Erst ab dem Zeitpunkt als russische Soldaten mit ihren Waffen drohend das Schiebetor der Wagons zu donnerten und uns dabei zuriefen diese nicht mehr zu öffnen, setzt meine Erinnerung wieder ein.

Mutter saß auf unserem Gepäck, nicht weit vom Schiebetor entfernt, mit Gerlinde auf ihrem Schoß und ich neben ihr auf dem Boden. Erst jetzt fiel mir die große Anzahl an Menschen auf, die unser gemeinsames Schicksal teilten.

Im halbdunklen beobachtete ich, wie Frauen dabei waren sich einen Platz zu schaffen, auf dem sie längere Zeit ausharren konnten. Andere wiederum saßen auf ihren Gepäckstücken und blickten gedankenverloren auf den Boden.

An den vergitterten Belüftungslöchern, die sich auf Augenhöhe von Erwachsenen befanden, drängten sich Neugierige, um das Geschehen außerhalb des Zuges beobachten zu können.

Draußen konnte man die Zurufe und das Hin-und-Her Schreien von Menschen hören, die sich nicht von ihren Angehörigen trennen lassen wollten, sie kämpften darum gemeinsam in einem Wagon untergebracht zu werden. Wenn in einem Wagon jedoch die maximale Anzahl von Flüchtlingen erreicht war, wurden die Übrigen in den nächsten Wagon verfrachtet, notfalls mit Gewalt.

Es hatte gefühlt Stunden gedauert bis sich der Zug mit einem unvorhersehbaren heftigen Ruck endlich in Bewegung setzte. Mutter konnte sich dabei mit ihrem einem Bein nicht rechtzeitig abstützen und verlor das Gleichgewicht. Beinahe wäre sie mitsamt Gerlinde von ihrem erhöhten Sitz gestürzt, hätte sie nicht ein Mann, der neben uns stand, im letzten Moment aufgefangen.

Nach und nach begannen sich die Leute zu unterhalten und auch Mutter erfuhr von ihrem Retter, dass wir uns ungefähr siebzig bis maximal achtzig Kilometer von der sächsischen Grenze entfernt befanden. Mutter war überrascht, denn sie hatte angenommen, dass wir die Tschechei in Richtung Bayern verlassen würden.

„Nein, nein.“, klärte er sie auf.

„Wir werden voraussichtlich auf der Höhe von Annaberg-Buchholz, dass sich in Sachsen befindet, die deutsche Grenze passieren. Ich kenne diese Gegend...“ erzählte er.

Allmählich wurde aus dem Stimmengewirr eine monotone Klangkulisse, die ich im Halbschlaf nur noch als eigenartige Musik wahrnahm, wobei dominante Trommelschläge den Rhythmus vorgeben.

Doch in Wirklichkeit holperten die Wagonräder über die Fugen der Schienenstränge ... tadam, tadam... tadam, tadam ... tadam, tadam... Nach und nach wich auch das Trommeln und ich schlief am Boden sitzend, angelehnt an unsere Halbseligkeiten, ein.

Der Aufschrei meiner Mutter riss mich aus dem Schlaf, ich fuhr hoch und hörte wie Mutter mit einem Jüngling schrie, der, wie sich später herausstellte, über ihre Krücken gestolpert war, die neben ihr gelegen hatten. Dabei fiel eine der Krücken aus dem inzwischen geöffneten Schiebetor, hinaus aus dem fahrenden Zug.

Obwohl mir der Junge, der sich betroffen zu seinen Angehörigen zurückzog, leidtat, stieg in mir dieses wiederkehrende Gefühl von Angst, Mitgefühl und Hilflosigkeit auf.

Weinend klagte Mutter, dass sie mit nur einer Krücke den Zug nicht verlassen könne und daher nicht wüsste, wie es weitergehen soll.

Ewald versuchte sie zu beruhigen und versprach ihr:

„Sobald sich eine Möglichkeit ergibt, werde ich mich um Krücken kümmern.“

Ungläubig fragte sie: „Woher willst du welche bekommen? Glaubst du, dass dir ein Invalide seine Krücken überlässt?!“

Dieser Zwischenfall ließ die Zeit rasch verstreichen, denn bald danach hörte man das schrille Kreischen der Bremsklötze und der Zug verlangsamte sein Tempo, um langsam an den Wachposten vorbeizurollen, die darauf zu achten hatten, dass niemand den Zug verließ. Doch wer von den Flüchtlingen wäre freiwillig in der Tschechei zurückgeblieben?

Als wir uns der deutschen Grenze näherten und das Tor wieder geöffnet wurde, konnte ich in manchen Gesichtern Erleichterung und Freude erkennen. Leider konnte sich kaum jemand von uns vorstellen was auf uns zukommen würde. Als wir auf die Grenze zufuhren, sprang Ewald mit ein paar anderen aus dem langsam rollenden Zug und lief auf die Grenzstation zu, wo sich bereits eine große Anzahl von Leuten befand. Nachdem auch wir an der Station hielten, drängten sich die Insassen mitsamt ihrem Gepäck, so schnell es eben ging, aus dem Viehwagen. Als alle weg waren, wandte ich mich Mutter zu, die mit unserem schlafenden „Mädi“ nur stumm dasaß und die Bodenplatte anstarrte. Draußen ging ein Mann am Zug entlang und schrie in gewissen Abständen: „Alles aussteigen, Endstation!“ Danach wurde es still um uns.

Plötzlich flog eine Holzkrücke zu uns herein und gleich darauf folgte Ewald und mit ihm zwei Männer, die Mutter und Gerlinde aus dem Wagon halfen. Nun humpelte Mutter mit den beiden ungleichen Krücken, begleitet von den Männern, die das Gepäck trugen und Mutter einen Platz an einer Wartebank schufen. Danach verabschiedeten sie sich und verschwanden in der Menschenmenge. Ewald hatte sich in der Zwischenzeit vorgedrängelt und kam bald danach mit Tee und Brot. Der Tee war ungezuckert und das Brot schmeckte bitter wie Galle. Das war das Letzte, an das ich mich von damals erinnere.

Frau Brenner war erstaunt und dankbar um die neue Krücke. Ewald musste ein wenig herumfragen, wurde dann aber an eine Rotkreuzstation verwiesen. Dort bekam er nicht nur die Krücke überreicht, die beiden Helfer arbeiteten dort und waren sofort bereit, Mutter und Gerlinde zu helfen.

Noch am selben Nachmittag wurden die Brenners mit vielen Anderen des Zuges in einem nahegelegenen Barackenlager, das im Wald versteckt lag, untergebracht. Dort blieb man für zwei Nächte, ehe es mit der Bahn weiter nach München ging.

Ein Erlebnis aus der Zeit in München, blieb mir nachhaltig im Gedächtnis. An einem dieser Tage nahm mich Ewald mit auf eine Wiese, wo Kinder mit ihren Angehörigen herumtollten. Als wir nach der Durchquerung des Parks aus dem Schatten der großen Bäume traten und auf einem freien Platz ankamen, wurde ich vom Anblick einer riesigen Bronzestatue überrascht.

Wir liefen auf sie zu, stiegen die Treppen des Sockels hinauf und krochen in das Innere der Statue. Auf fest angebrachten Leitern konnten wir in dieser riesigen Frauenfigur, bis in ihren Kopf und die Arme kriechen.

Erst fünf Jahre später erfuhr ich während meiner Schulzeit in Pernitz, dass diese riesengroße Frauenfigur „Bavaria“ war, die als Symbol des Freistaats Bayern galt, und damals teilweise noch von Durchschusslöchern des Krieges beschädigt war.

Der Aufenthalt in München war kurz, nur wenige Tage, die ereignislos vergingen. Als nun Österreichische Staatsbürger sollte die Fahrt weitergehen bis nach Wien. Dort angekommen musste die Familie Brenner mit der Straßenbahn vom zerstörten Westbahnhof zum ebenso zerbombten Südbahnhof fahren, dabei war einige Male umzusteigen.

Der nun 13 jährige Ewald tat sich dabei am schwersten, denn er musste einen großen und schweren, arg desolaten Kartonkoffer, den er mit Draht zusammengebunden hatte, immer wieder in die Waggonen hinein und wieder hinausheben.

An einer Haltestelle steig eine junge Frau mit uns in die Straßenbahn, wobei sie versuchte sich an Ewald vorbei zu drängen. Dabei blieb sie mit einem ihrer Seidenstrümpfe am Drahtende unseres Koffers hängen und zerriss sich diesen Strumpf. Empört schrie sie Ewald an: „Du Trottl! Kannst net aufpassen?! Schau her, du host ma die teiern Strimpf z’rissn und wer zoit ma de jetzt?“ Sie schimpfte unaufhörlich weiter, während sie einstieg und sich hinsetzten wollte. Als sie daraufhin von allen Seiten von den restlichen Passagieren, die für uns Partei ergriffen, angegriffen wurde und sie auf wienerisch grob beschimpften.

Einige dieser Ausdrücke, die ich später wiederholt zu hören bekam, blieben mir im Gedächtnis haften, wie z.B.: „Du Ami Flitschen, du Ami Strichpupperl, du Haut, du Negertrutschen, ...“ u.a.

Es war eine Situation als hätte man ein Ventil geöffnet, damit all der angestaute Frust, ins Freie entweichen konnte. An der nächsten Haltestelle verließ die Frau fluchtartig die Straßenbahn.

Warum die Menschen zu jener Zeit so heftig reagierten, hat mit den Umständen dieser Zeit zu tun. Das Kriegsende lag erst eineinhalb Jahre zurück und die Wunden des Krieges schmerzten nach wie vor.

Es gab Menschen, die als Kind oder Jugendliche das Ende des ersten Weltkrieges erlebt hatten und nun als Mütter oder Väter den Zweiten.

Sie hatten den Bombenhagel der Alliierten überlebt und hatten zusehen müssen, wie Angehörige oder ihre eigene Kinder tot aus dem Bombenschutt geborgen worden waren und konnten daher nur wenig Sympathie gegenüber den Alliierten aufbringen.

Dazu kam die außer Kontrolle geratene Gesellschaftsordnung, die noch dazu von einer bitteren Not begleitet wurde. Die Bundesländer und Wien wurden von den Alliierten in vier Gouvernements zerteilt, die von den jeweiligen Militärs verwaltet wurden, was vereinzelt auch zu Missbrauch und Willkür führte.

Doch was diese Menschen besonders traf, war der rasante Anstieg von Korruption und Kriminalität.

Fleischhauer, Bäcker, Kurzwarenhandel u.ä., die für die Verteilung der rationierten Lebensmittel zuständig gewesen waren, hintergingen die Behörden und ihre Mitbürger.

Der Großteil der Österreicher stellte sich mit den zugeteilten Lebensmittelkarten geduldig vor den Geschäften an und wartete bis sie ihre versprochene Ration erhielten.

Es war jedoch keine Seltenheit, dass man nach stundenlangem Anstehen mit einer minderwertigen Ware abgefertigt wurde oder im schlimmsten Fall am Ende der Menschenschlange leer ausging, obwohl die Händler nach ihren Angaben genug angeliefert bekamen. Die bessere Ware wurde jedoch auf die Seite geschafft und danach entweder unter der Hand oder an Schwarzhändler mit hohem Gewinn weiterverkauft.

Der Schwarzmarkt blühte aber nicht nur durch gestohlene Ware auf, sondern auch die militärische Allianz trug dazu ihren Teil bei. Die Besatzer, mit Ausnahme der Russen, also Engländer, Amerikaner und Franzosen hatten Zugang zu Luxusgütern, welche sie in ihren Kasernen an Verkaufsständen oder aber auch in der Innenstadt Wiens in dafür speziellen Geschäften bekamen. Diese waren nur für sie zugänglich, außer man zahlte mit amerikanischen Dollars. Für die Soldaten war dies ein lukratives Geschäft, denn sie bekamen Rabatt auf die meisten Artikel, die sie danach mit Aufschlag an die Schwarzhändler verkauften.

Artikel wie Seidenstrümpfe und Unterwäsche oder auch Parfum und andere Kosmetikartikel, die es bei uns noch nicht gab, jedoch bei Frauen als äußerst wünschenswert galten, übten eine besondere Faszination auf die Menschen aus. So auch die amerikanischen Zigaretten mit ihren

eleganten Verpackungen, die während des Öffnens einen unwiderstehlichen Duft verbreiteten, galten unter Jugendlichen und Rauchern als Prestige und waren besonders beliebt.

Dazu gehörte auch der Kaugummi, der zu jener Zeit Bewunderung und Begehrlichkeit hervorrief und der von amerikanischen Soldaten verbreitet wurde. So kann man auch verstehen, warum Mädchen und junge Frauen sich den Soldaten hingaben, um an diese Begehrlichkeiten zu kommen, obwohl der Großteil der Bevölkerung dafür kein Verständnis aufbrachte und diese mit Argwohn verfolgte. Die junge Frau in der Straßenbahn konnte ihre teuren Strümpfe nur durch Kontakt zu amerikanischen Soldaten erhalten haben. Während der Großteils der Menschen in bitterer Armut lebte, vergnügte sich ein anderer Teil des Volkes bei der neuen amerikanischen Musik, rauchte amerikanische Zigaretten und konnte sich Seidenstrümpfe leisten.

Es war kein Wunder, das die Dame, die über einen bitterarmen Jungen herzog, obwohl sie durch ihr Vordrängen den Schaden selbst verursacht hat, sich den Unmut der Anwesenden zuzog, weil ihr Luxusgut beschädigt wurde.

Zehn Jahre später kam für viele dieser jungen Frauen das böse Erwachen.

Nach dem österreichischen Staatsvertrag 1956 verließen alle Alliierten unser Land und zurück blieb eine große Anzahl von Frauen und Kindern, die aus diesen Beziehungen hervorgegangen waren.

Damit begann für Viele der ehemaligen Soldatenbräute ein langanhaltender Spießrutenlauf. Besonders schlimm erging es jenen, die sich mit Russen oder Schwarzen eingelassen hatten. Anfangs waren es die Frauen, die darunter litten, später deren Kinder, die von Mitbürgern und Verwandten maßlos und niederträchtig behandelt wurden.

Noch tragischer verlief es in Familien, deren Väter nach langjähriger Gefangenschaft heimkehrten und zuhause ein Kind vorfanden, das von einem Schwarzen oder russischen Soldaten herrührte. Zwei solcher Familiendramen, die sich an verschiedenen Orten und Zeiten zugetragen hatten, konnte ich als Jugendlicher mitverfolgen.

In beiden Familien waren es Buben, die von russischen Soldaten gezeugt worden waren und niemand hatte die Frauen gefragt.

Ob die Mütter es freiwillig getan hatten oder vergewaltigt worden waren, war am Ende bedeutungslos.

Schon in der Schule wurden sie von Mitschülern mit „Russenkind“ beschimpft und wenn sie von der Schule heimwärts gingen wurden sie manchmal auch von den Dorfbewohnern angegriffen und beleidigt. Auch die Väter solcher Familien reagierten ihren Frust nach einem erfolglosen Arbeitstag an diesen Kindern ab, indem sie diese psychisch quälten und/oder auf sie einschlugen. Noch schlimmer war es, wenn solche Männer zur späteren Stunde betrunken nachhause kamen. Um das schlimmste zu verhindern, mussten die Mütter mit ihren Kindern oft bei Regen oder klirrender Kälte fluchtartig das Haus verlassen. Diese Buben, die ich selbst kannte, nahmen sich, als sie erwachsen wurden, beide das Leben.

Damit hoffe ich einen kleinen Beitrag zur Aufklärung eines der dunklen Kapitel Österreichs geleistet zu haben und finde es auch für wichtig dies zu bedenken, wenn unsere Medienvertreter heute andere Staaten tadeln oder wegen ihres undemokratischen Verhaltens und Korruption kritisieren. An dieser Stelle möchte daran erinnern, dass auch Österreich hundert Jahre benötigte, um eine halbwegs anständige und gerechte Demokratie zu schaffen.

Im Grunde genommen könnte man die Geschichte hier beenden. Der Krieg war zu Ende und noch ein paar dramatische Effekte und ein hoffnungsvoll stimmendes Ende in Wien und diese Serie hätte ihren Abschluss gefunden.

Denn was nun folgt im Leben des Harry ist eigentlich ein familiäres Drama, derer diese Zeit im speziellen sehr reich war.

Ich habe lange überlegt, wie dieser Teil denn zu einem Podcast passt, der sich mit Überlebensgeschichten befasst. Ein Familiendrama – würde das diese Serie nicht eher zu einer Art Denver Clan machen? Aber ist nicht auch die bisherige Geschichte ein familiäres Drama gewesen? Mir wurde klar, das dieser Bericht viel mehr als das ist und ich gerne die handelnden Personen auch zeige, wie sie waren und sind. Das habe ich bei Ralston ebenso gemacht wie Juliane Koepke, selbst bei Callahan gelang es mir seine Seelentiefe zu zeigen.

Harry Brenner ist vor allem wichtig aufzuzeigen, dass es möglich ist, sich aus den widrigsten Umständen zu lösen, daraus hervorzutreten und wieder in ein wertvolles Leben zu finden. Und dieser Botschaft schließe ich mich vorbehaltlos an.

Denn: auch das ist ein Überlebenskampf.

Dieser spielt sich nur in einem völlig anderen Maßstab ab – Ralston hatte 6 Tage zu kämpfen, Juliane 11 und Callahan 76 Tage.

Der Kampf eines Kindes, das in widrigen Umständen aufwächst – spielt sich über viele zähe Jahre ab. Nur wenige schaffen diesen Kampf unbeschadet, ganz fertig wird man wohl nie damit, seine Dämonen abzuschütteln.

Harry beginnt den letzten Teil seines Berichtes mit folgenden Worten:

Ganz deutlich habe ich noch die Zeit zwischen 1947 und 1950 in Erinnerung, zwischen meinem siebten und zehnten Lebensjahr, wo wir in der Schrebergartensiedlung in Inzersdorf sehr voneinander abhängig waren.

Ich war damals noch zu klein, um mich von den erdrückenden Umständen etwas befreien zu können, wie meine älteren Brüder dies zum Teil taten. Gerlinde konnte diese Umstände damals mit ihren vier Jahren zum Glück noch nicht völlig erfassen.

Vater ließ sich 1947 von meiner Mutter scheiden und das nahm ihr den letzten Halt.

Ihr Leben könnte man mit einem Baum vergleichen, dem man nach und nach seine Äste absägt, bis er von innen her zu faulen beginnt und allmählich abstirbt.

Der erste Ast war die hoffnungslose Armut, in der sie ihre Kindheit verbrachte, dann die

Aussiedlung aus der Heimat, die Lageraufenthalte, der Verlust ihres Beines als junge Frau, die Flucht und am Ende die Scheidung.

Daran ging sie schließlich seelisch zugrunde. Sie wurde bösartig, ungerecht und vor allem verlor sie ihre Menschenwürde. Dazu kam der Alkohol, der sie immer gleichgültiger werden ließ. Ohne Rücksicht auf uns Kinder versuchte sie Vater und dessen neuer Lebensgefährtin mit den scheußlichsten Methoden zu drangsaliieren.

Begonnen hatten die Trennungsszenen, als wir aus der Tschechei kommend unseren Vater nach langem Suchen in Pernitz, NÖ bei seiner Lebensgefährtin fanden.

Meine Mutter hatte schon in der Tschechoslowakei das Desinteresse von Vater bemerkt und ahnte bereits, dass ihre Ehe in Gefahr war. Es dürfte ihre schlimmsten Vorstellungen übertroffen haben, als sie den beiden schließlich gegenüberstand.

Nach ihrem herzerreißendem Betteln: „Bitte, Papa, komm mit uns!“ wurde sie stumm und brach danach zusammen.



Beatrice Brenner mit Gerhard Brenner vor der Hütte in Inzersdorf, 1959

Bitternis und Trost

Am nächsten Tag wurden wir, Mutter, Ewald, Gerlinde und ich in ein Altersheim nach Baden bei Wien gebracht. Ich erinnere mich noch sehr gut an die vom Alterswahnsinn befallenen Gestalten, die Mutter mühsam von uns Kindern fernhalten musste, weil wir uns vor ihnen fürchteten.

Nachdem wir uns drei Tage dort aufgehalten hatten, wurden wir nach Wiener Neustadt verfrachtet, in ein zum Teil von Bomben beschädigtes Haus, in dem bereits eine Mutter mit zwei erwachsenen Töchtern hauste, von denen eine geistig behindert war und immer wieder von einem Baby stammelte. Noch dazu wimmelte es in dem Raum, den wir bewohnen durften, von Wanzen und Flöhen.

Vor Wintereinbruch zogen wir in das Zehnerviertel, das heute noch so heißt. Unsere Unterkunft bestand aus einer Glasveranda und einem winzigen Raum, den wir uns anfangs zu fünft zum Schlafen teilten. In der Veranda fehlten zum Großteil die Glasscheiben, die schon während des Krieges und danach durch Papier ersetzt worden waren. Und gerade diesen strengen Winter 1946/47, der bekannterweise in den letzten achtzig Jahren zu den kältesten zählte, verbrachten wir in diesem Notquartier.

Während des Winters besuchte uns Vater einige Male, davon ist mir ein Besuch unvergesslich: Meine Eltern stritten sich heftig, Vater schlug auf Mutter ein, sie versuchte sich eine große Schere in die Brust zu stoßen, was Vater noch in letzter Sekunde verhindern konnte.

Ich stand zwischen den beiden, zitterte vor Angst und fürchtete mich zu Tode, dass Mutter sich etwas antun könnte, was sie auch später immer wieder versuchte. Zu dieser Angst kam das quälende Mitleid, das mein Seelenleben noch viele Jahre belasten sollte. Abends wenn wir zu Bett gingen, schlief Ewald, der neben mir lag, bald danach ein. Ich hingegen konnte keinen Schlaf finden.

Ich hörte Mutter weinen, flehende Gebete an den Heiland richten, dann wieder Weinen, so ging es viele Nächte. Erst wenn ich merkte, dass sie einschlief, fiel auch ich in einen Dämmer Schlaf. Ich registrierte jedes Geräusch, das von Mutter kam und konnte auf diese Weise später einige Selbstmordversuche verhindern.

Hinzu zu unserem Familienchaos kam noch, dass wir in dieser Stadt leben mussten, in der die Brutalität des vergangenen Krieges noch immer allgegenwärtig war. Unserem Schicksal war es anscheinend noch zu wenig, was wir bisher an Not und Elend durchgemacht hatten. Wiener Neustadt glich einem Trümmerhaufen, es gab kaum ein Haus, das nicht beschädigt war. Obwohl es strengstens verboten war, krochen Ewald und ich in den Ruinen herum, um Holz zu sammeln und entdeckten dabei so manche Kuriosität. Die Alliierten hatten während des Krieges 58.000 Bomben über diesem Gebiet abgeworfen, die nicht nur den Flughafen

und die Industrieanlagen, sondern auch die von der Zivilbevölkerung bewohnten Gebiete zum Ziel gehabt hatten. Die Opfer waren vor allem Kinder, Frauen und alte Menschen.

Meiner Meinung nach stellten sich damit die Siegermächte, allen voran Amerika und die Briten, auf die gleiche Stufe mit den Schergen des Naziregimes. Der Wiener Neustädter Dom, der die 700-jährige Geschichte und kulturelle Vergangenheit der Bevölkerung symbolisierte, lag zum Teil in Schutt und Asche.

Inmitten der zu Boden gestürzten Mauersteine lagen die schönen romanischen Steinumrahmungen und die hässlichen Fratzen der Wasserspeier, die einst die Kirche geziert hatten, schauten nun voll Schadenfreude aus den Trümmern. Ebenso zerstört waren die alten Kulturdenkmäler, die zum Großteil noch aus der Zeit der Babenberger stammten. Auch die evangelische Kirche, deren Bekenntnis wir angehörten, war nicht verschont geblieben. Um den Gottesdienst weiter ausüben zu können, stand neben der zerstörten Kirche eine Holzbaracke, die wir, solange wir in Wiener Neustadt lebten, fast jeden Sonntag aufsuchten. Hier trafen wir auch Pastor Schmidt wieder, den meine Mutter schon von ihrem ersten Aufenthalt in dieser Stadt kannte. Er war es gewesen, der ihr nach der Amputation ihres Beines und den darauffolgenden Komplikationen den letzten Segen hätte geben sollen und der ihr in der Zeit danach geholfen hatte, ihr seelisches Gleichgewicht wiederzufinden. Nun sahen sie sich nach 5 Jahren wieder und die Begrüßung war dementsprechend herzlich. Pfarrer Schmidt versuchte uns zu helfen, indem er uns Kleidungsstücke und Schuhe, die von gütigen Menschen aus vielen Ländern der Welt gespendet worden waren, gab und die wir mehr als dringend benötigten.

Aber nicht nur wir Flüchtlinge lebten in Not. Auch die Menschen von Wiener Neustadt hausten in Ruinen, hatten kaum zu essen und dazu kam auch noch der strenge Winter, der alles verschlimmerte. Sie mussten nach der Einnahme der Stadt, die Willkür der russischen Besatzung ertragen, die aus Verhaftungen, Plünderungen und Vergewaltigungen bestand.

Ihnen allen möchte ich an dieser Stelle meine Anerkennung und große Bewunderung aussprechen, denn auch damals, als die Russen den Rest der vorhandenen Fabrikanlagen demontierten und ihnen damit jegliche wirtschaftliche Grundlage nahmen, verloren sie nicht den Mut, verzweifelten sie nicht.

Zu der extremen Kälte, unter der wir fürchterlich litten und dem Umstand, dass Mutter es nicht und nicht begreifen wollte, dass sich ihr Mann von ihr getrennt hatte, kam noch ein Brief von meinem Bruder Gerhard aus dem Gefängnis von Schärding hinzu. Gerhard war mit dem letzten Transport, den Vater gemeinsam mit den Russen zusammengestellt hatte, aus der Tschechei nach Österreich gekommen und hätte danach eigentlich in Pernitz mit Vater und dessen Lebensgefährtin leben sollen. Nachdem er die Familiensituation, die Zwistigkeiten der Eltern, das Elend nicht ertrug, versuchte er, zu seinen Verwandten nach Westdeutschland zu kommen. Er wurde jedoch beim illegalen Überschreiten der Demarkationslinie am Fluss Enns von den Amerikanern aufgegriffen und vier Monate eingesperrt.

Auch Schettler Gerhard verlies uns alsbald, da auch für ihn die Situation unerträglich wurde.

1947 in Wiener Neustadt begann ich auch zur Schule zu gehen. Obwohl ich bereits in das laufende Schuljahr eintrat und im Frühling wieder wegkam, erinnere ich mich gerne an diese Zeit, an das Lob meiner Lehrerin – ein Lob, das ich später nie wieder hören würde. Und noch etwas Wunderbares geschah:

Ich durfte, weil ich unterernährt war, für 3 Monate in die Schweiz fahren. Ich glaube, man hat heute keine Ahnung, wie großartig diese Menschen waren, die uns Kinder aufnahmen, obwohl sie absolut kein Verständnis für die Vergangenheit unserer Eltern hatten. Meine Pflegeeltern hatten sich zwar ein unterernährtes Kind erwartet, jedoch keinen psychisch kranken Bettnässer. Für mich waren es wunderschöne Monate, in denen ich mich nicht nur körperlich erholte. Bei einem späteren Besuch erzählten meine Pflegeeltern, dass sie nach mir noch drei Kinder aufgenommen hatten.

Doch an mich erinnerten sie sich ungern. Weil sie es mit mir damals sicherlich nicht leicht hatten, steckten sie mich in die Schule und zwar unverständlicherweise in die zweite Klasse, die ich dann auch nach meiner Rückkehr nach Österreich besuchte. So habe ich nie die erste Volksschulklasse abgeschlossen, mir fehlten die einfachsten Grundlagen zum Lesen und Schreiben, ein Mangel, unter dem ich während meiner ganzen Schulzeit leiden sollte.

Während meines Aufenthaltes Schweiz übersiedelte meine Familie, natürlich ohne Vater, nach Wien. Und auch Gerhard kam, damals 16 Jahre alt, eben aus dem Gefängnis der Amerikaner wieder nach Hause.

Etwas möchte ich aus dieser Zeit noch erwähnen. Als ich Ende Mai 1947 mit dem Zug, der auch damals noch von einer riesigen Dampflokomotive gezogen wurde, von meinem Schweiz-Aufenthalt in Wien ankam, erlebte ich folgende Geschichte:

Damals gab es keinen Bahnhof, der Zug blieb auf freiem Gelände stehen, das von vielen beschädigten Geleisen durchzogen war. Fast alle Wiener Bahnhöfe wurden durch den Krieg zerstört. Auf diesem Gelände erwartete uns eine dicht gedrängte Menschenmenge. Durch Lautsprecher wurden die Namen der Ankömmlinge ausgerufen, um sie den Angehörigen zu übergeben. Mein Name wurde falsch ausgerufen, aus „Brenner“ wurde „Breuer“.

Die Folge war, dass sich niemand meldete. Nach einer Weile vergaßen meine Betreuerinnen auf mich. Ich wurde immer weiter abgedrängt, sodass ich schließlich mutterseelenallein in der lauten Menschenmasse war. Plötzlich stand eine ältere Frau vor mir, nahm meine beiden Kartons, die mit Süßigkeiten, Wäsche, Kleidungsstücken und Geschenken gefüllt waren und forderte mich auf mitzukommen. Ich lief ein paar Schritte hinterdrein, da erblickte ich meinen Bruder Gerhard, der in der Zwischenzeit heimgekehrt war. Ich stieß einen Freudenschrei aus und zeigte auf die davoneilende Frau. Als Gerhard ihr nachlief, ließ sie die Schachteln fallen und verschwand in der Menge. Die Freude über das Wiedersehen mit meinem heißgeliebten Bruder, zu dem ich schon als Kleinkind eine besondere Beziehung gehabt hatte, war riesengroß. Für mich schien es, als käme jetzt alles in Ordnung.

Unser neues Zuhause lag in der russischen Zone, im ehemaligen 25. Wiener Gemeindebezirk und zwar in dem Dreieck, das heute aus Abfahrt Tangente Altmannsdorfer Ast – Steinseestraße – Altmannsdorfer Straße gebildet wird. Unsere Siedlung war von 3 Teichen umgeben und die ersten Sommerabende nach dem kalten Winter in Wiener Neustadt sind für mich unvergessen. Die Frösche sangen oder besser quakten mich in den Schlaf.

Doch der Erholungswert der Schweiz war in kürzester Zeit wieder verloren. Kamen die Schicksalsschläge vor meinem Aufenthalt in der Schweiz von außen, das heißt, sie waren bedingt durch den Krieg und unsere Flucht, so schaffte es jetzt Mutter, sich und somit auch uns in das Abseits der Gesellschaft zu bringen. Es ist verständlich, dass das Leben mit einer Trinkerin, die zugleich ein Krüppel war – dem nicht nur das Bein fehlte, sondern auch seelisch verkrüppelt war – auch auf mich abfärbte. Bald litt ich wieder an Unterernährung, machte nach wie vor ins Bett und sah auch ziemlich verwahrlost aus, was den Eindruck jämmerlicher Armut noch verstärkte. Dass ich mit dieser Erscheinung niemandem ans Herz wuchs ist verständlich. Das erkannte ich auch an den Gesichtern, die mich ansahen. Und dabei sehnte ich mich so nach Zuneigung und ein wenig Anerkennung.

Zwar strich mir Mutter, wenn sie getrunken hatte, zärtlich über den Kopf, doch das gab mir wenig. Trotzdem glaube ich, dass wir uns nicht nur brauchten sondern auch liebten. Und es lag mir viel daran, Mutter manchmal eine Freude zu machen, wie das folgende Beispiel zeigen soll: es war Hochsommer, sehr heiß und ich wusste, wie gerne meine Mutter schwamm und daher versuchte ich sie zu überreden, mit mir an dem sogenannten „Figurenteich“ baden zu gehen. Der Teich lag unmittelbar hinter unserer Schrebergartensiedlung und war von einem hohen Zaun umgeben, weil er zu einer Kleingartensiedlung gehörte. Wir Buben kannten jedes Schlupfloch und alle Tricks, um hineinzukommen. Es kostete mich viel Überredungskunst, Mutter zum Mitgehen zu bewegen, da auch sie wusste, dass man nicht hineindurfte. Als wir dann endlich am Wasser saßen, und zwar ohnehin an dem Teil des Strandes, der für die Gäste der Siedler bestimmt war, hörte ich schon das Murren der Leute. Mutter kam eben aus dem Wasser, als der Obmann der Siedlungsgenossenschaft sie aufforderte, den Teich und das Areal zu verlassen. Auf ihre Antwort: „Ich möchte mich nur ein wenig abkühlen, wir gehen dann gleich.“, sagte er: „Sie haben hier nichts verloren, das ist Privatbesitz und außerdem ist es eine Zumutung, sich „das“ anzuschauen!“

Mit „das“ meinte er ihren Beinstumpf. Wir wussten zwar, dass wir etwas Unrechtes getan hatten, doch der Ton und die Missachtung waren es, die trafen. Meine Mutter begann wie immer zu weinen und ich spürte, wie es mir heiß in den Kopf schoss. Tränen rannen auch mir herunter, aber vor Zorn und vor Mitleid mit meiner Mutter.

Durch solche und ähnliche Erlebnisse wurde meine Mutter weiter demoralisiert und mein Selbstwertgefühl nahm ständig ab. Diese Minderwertigkeitskomplexe wurde ich lange nicht los und schleppte sie bis in mein Mannesalter mit.

Die Sommer waren in Inzersdorf, in unserem Häuschen mit dem großen Garten die schönste Zeit. Die Tage waren lang, Schulunterricht gab es nicht und wenn der Hunger zu groß wurde, konnte ich mir den Bauch mit Ringlotten vollschlagen. Ich verbrachte auch viel Zeit mit meinen Freunden an den Teichen beim Schwimmen und Tauchen. Dafür waren die Winter umso grausamer. Unser Haus hatte – im Gegensatz zu allen anderen in der Umgebung – weder Wasser noch Strom oder Kanalanschluss. Das Wasser mussten wir 700 Meter weit in Kübeln oder Blechkanistern holen, später besorgte Ewald dann ein Eisenfässchen, das wir auf unserem Leiterwagen beförderten.

Das Schlimmste war unser Klo, ein sogenanntes Plumpsklo, wo unter einem Loch nur ein Kübel stand, der alle zwei Wochen entleert und im Garten vergraben werden musste, was im Winter, bei gefrorenem Boden, eine Katastrophe war. Licht sollte eine Petroleumlampe geben, die aber nur selten zum Einsatz kam, weil wir meistens kein Petroleum im Hause hatten. Die Fenster unserer Behausung hatten nur einfache Flügel und waren undicht. Geheizt wurde nur in der Küche, das heißt, wenn etwas zum Heizen da war.

Wir gingen daher, im Winter wie im Sommer, mit den Hühnern schlafen. Es gab Wintertage, da lag Mutter im Bett, wenn ich von der Schule nach Hause kam, weil sie nichts zum Heizen hatte. In den kalten Winternächten fror das Wasser in den Kübeln. An solchen Morgen ging ich ungewaschen und meist noch mit uringetränkter Unterwäsche in die Schule. Frühstück gab es sehr selten, ein Jausenbrot bekam ich nie mit. Einmal durfte ich zu Beginn eines Schuljahres meinen Freund in der Früh von zu Hause abholen und dabei konnte ich manchmal sein Frühstück fertigessen, das er, für mich völlig unverständlich, ab und zu stehen ließ. Auf die Dauer dürfte das aber seiner Mutter gegen den Strich gegangen sein und sie stellte nach ein paar Wochen diesen Brauch ab. Weil ich immer Hunger hatte, bettelte ich dann in der Pause bei meinen Mitschülern um ein paar Bissen von ihrem Jausenbrot, was mir bei manchen Verachtung eintrug.

Mein Schulweg war eine Dreiviertelstunde lang. Durch die mangelhafte Bekleidung litt ich im Winter sehr darunter und es war eine Wohltat, mich in den von großen Öfen geheizten Klassenzimmern aufzuhalten. Leider breitete sich in der warmen Umgebung auch der Geruch meiner Unterwäsche aus. Natürlich wollte niemand neben mir sitzen. Außerdem war ich noch einer der schlechtesten Schüler der Klasse. So setzte man mich zum zweiten Außenseiter. Er war schon 14 Jahre alt und trat nun durch die Kriegsumstände und oftmaliges Sitzenbleiben in der zweiten Volksschule aus. Er brachte mir als Achtjährigen noch den letzten Rest an Schlechtigkeit bei, zB das Rauchen und Onanieren. Er war ein Produkt dieser Zeit und ihrer Umstände. Jahre später erfuhr ich, dass er mit 22 Jahren Selbstmord verübt hatte.

Meine Lehrerin, die mich von der zweiten bis zur vierten Klasse begleitete, liebte ich über alles. Sie war eine der wenigen Menschen, die meine Situation durchschaute. Sie erkannte in mir nicht nur die schlechten Eigenschaften und sie half mir mit viel persönlichem Einsatz. Ihr verdanke ich letztendlich, dass ich die Volksschule beenden konnte. Aber auch diese geliebte Lehrerin enttäuschte ich.

Sie erkannte mein Mal- und Zeichentalent. Wenn meine Zeichnungen nicht zu sehr verschmutzt oder verknittert waren, wurden sie an den Wänden im Schulgang aufgehängt, das einzige Erfolgserlebnis meiner Volksschulzeit. Und daher wollte die Lehrerin, dass ich nach dem Schulunterricht einen Mal- und Zeichenkurs besuche. Zwei Mal war ich dort und kam jeweils um vier Uhr nach Hause. Nicht nur, dass mir die Freizeit wichtiger war, saß auch meine Mutter schon auf „Nadeln“, damit ich ihr bei den notwendigsten Arbeiten zur Hand ginge. Hatte sie schon kein Interesse an meinen Schulerfolgen, noch viel weniger an einem außerordentlichen Zeichenunterricht. Wichtig war nur das tägliche „Fressen“.

Damals gab es die sogenannte „Auspeisung“ in den Schulen, von der ich besonders profitierte. Es war für Kinder wie mich ein Segen, dass es so etwas gab. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, in der ich meinen Blechnapf gefüllt bekam, den ich mir aus Draht und einer Blechdose selbst angefertigt hatte. Da ich ja weder ein ordentliches Frühstück noch eine Jause bekam, war es für mich die erste Mahlzeit, mit der ich halbwegs satt wurde. Und manchmal konnte ich sogar Mutter etwas nach Hause mitbringen. Im Winter konnte es dann passieren, dass das Essen im Blechgeschirr einfro. War ich nach der Schule zu Hause, begann das Zureichen, Wegtragen, Einkaufen und vor allem das Wasserholen.

Eine andere Arbeit war das Schrubben unserer Holzböden. Wasser holen und Wasser wechseln gehörte sowieso zu meinen Aufgaben. Beim Schrubben kniete Mutter mit ihrem einen Bein auf dem Boden und musste sich mit einem Arm abstützen, um das Gleichgewicht zu halten. Wenn sie müde wurde, ließ sie sich auf die Seite und damit ins Nasse fallen. Dieser Anblick tat mir weh, und so nahm ich ihr manchmal diese Arbeit ab.

Mir ist heute unverständlich, dass ein Kind mit acht Jahren einen mit 20 Liter Wasser gefüllten Blechkanister den weiten Weg geschleppt hat, ohne körperlichen Schaden zu nehmen. Wenn ich mir jetzt Kinder mit acht Jahren ansehe, die wesentlich größer und auch wohlgenährter sind, kann ich mir nicht vorstellen, sie mit solchen Aufgaben belasten zu können. Ja, jede Zeit prägt ihre Kinder!

Für mich die schlimmste Arbeit war, den Latrinenkübel auszuleeren, das heißt, ein Loch zu graben, dann den überlaufenden Kübel über einen 50 cm hohen Bretterrand zu heben, ihn in den Garten zu schleppen und seinen Inhalt einzugraben. Jeder kann sich vorstellen, dass das nicht ohne Anspritzen oder Beklecksen vor sich gegangen ist. Auch meine älteren Brüder, die diese Arbeit vor mir machen mussten, denken nur mit Grausen und Schauern daran zurück.

Dann das Einkaufen! Unser Kreißler war ca. zwei Kilometer entfernt. Es hätte ja auch einen näheren gegeben, aber der ließ uns nicht mehr anschreiben. Auch unserer war manchmal ungehalten, vor allem am Monatsende. Wenn ich dann den Laden betrat, sah er mich argwöhnisch an, um mich dann vor allen Leuten anzufahren, dass ich nichts mehr bekäme, wenn ich kein Geld mithätte.

„Deine Mutter soll weniger Rum trinken, dann braucht ihr nicht so viel anschreiben lassen. Jeden Tag ein Viertel Rum!“

Natürlich schämte ich mich jedes Mal bei solchen Vorwürfen, konnte es mir aber nicht verkneifen, ihm ein paar freche Antworten zu geben, was ihn wiederum in seinem Vorgehen bestärkte. Dazu ist zu sagen, dass damals viele Leute anschreiben ließen und dass meine Mutter jedes Mal ihre Schulden abdeckte, wenn sie auch ihren Rahmen überzog und manchmal unpünktlich war. Wie oft habe ich mich geweigert einkaufen zu gehen und mit Mutter gestritten, weil ich genau wusste, was auf mich zukommen würde. Einerseits wollte ich mich nicht wieder den berechtigten Vorwürfen des Kreißlers aussetzen, andererseits wusste ich auch, dass ich Mutter in eine verzweifelte Situation brachte, wenn ich nicht ginge. Nicht nur, dass wir dann nichts zu essen gehabt hätten, brauchte sie auch ihre tägliche „Rumration“. Wenn ich dann mit dem Einkauf nach Hause kam, nahm sie als erstes die Rumflasche aus der Tasche, füllte ein Glas voll und trank es – von mir abgewandt – auf einmal aus. Sie schämte sich, wenn man ihr beim Trinken zusah.

Durch das enge Beisammensein mit meiner Mutter erkannte ich sofort an ihren Augen, ob sie schon getrunken hatte, auch wenn es nur eine geringe Menge war. Hatte sie bereits getrunken und ich musste ihr dann später vom Kreißler nachholen, so wusste ich auch, dass ich sie an diesem Tag nicht mehr verlassen konnte. Sie saß dann in der Küche beim Fenster und starrte auf die Straße. Das waren die Augenblicke, wo mir wieder die Angst aufstieg. Sie begann dann ihre Leidensgeschichte zu erzählen und verfluchte den Tag, an dem sie geboren wurde. Sie verfluchte auch Vater und seine Lebensgefährtin Mitzi, dazwischen weinte sie bitterlich, was mir am meisten zusetzte. In diesen Stunden schwankte sie zwischen abgrundtiefem Hass und unendlicher Traurigkeit. Damit gelang es ihr, in mir eine große Abneigung gegen meinen Vater und Mitzi hervorzurufen, eine Abneigung, die mir später noch sehr schaden sollte. War sie dann betrunken, versuchte ich, sie ins Bett zu bekommen, denn wenn sie einschlief, war für mich alles in Ordnung. Dieses „Ins-Bett-Bringen“ war äußerst anstrengend. Mutter hatte nämlich trotz ihres fehlenden Beines noch immer ein ziemliches Gewicht. Ich zerrte sie also vom Sessel hoch, musste dabei darauf achten, dass sie nicht umfiel, schob ihr dann schnell die Krücken unter die Achseln und balancierte sie zum Bett. Fiel sie um, war es wirklich Schwerarbeit, sie wieder aufzurichten. Bringt ein Erwachsener einen Betrunkenen kaum ins Bett, so kann man sich vorstellen, was es für einen Acht- oder Neunjährigen heißt, eine betrunkene Einbeinige ins Bett zu schaffen. War dann alles vorbei, konnte ich mich wieder meinen „Geschäften“ widmen.

Von Mutter konnte ich mir kein Geld erwarten, eher war es umgekehrt, und so versuchte ich es durch Sammeln von Altmetall zu erwerben. Zum Vergleich: ein Hilfsarbeiter verdiente damals zwischen 100 und 150 Schilling in der Woche und wenn ich Glück hatte und meine Raubzüge durch Gärten und öffentliche Anlagen mein Wagerl füllten, so konnte ich es an manchen Tagen bis auf 20 Schilling bringen. Voll

Stolz zeigte ich das Geld Mutter und meinen Brüdern. Ihnen konnte ich damit allerdings nicht imponieren, weil sie genau wussten, dass ich das Altmetall meistens gestohlen hatte und sie machten Mutter und mir heftige Vorwürfe. Meine Mutter jedoch lobte mich und verstand es so, mir das Geld abzuknöpfen. Ich hatte zwei Arten von Sammeltouren. Bei der

einen fuhr ich mit meinem Leiterwagerl zu den Ziegelteichen am Wienerberg. Wo sich heute die Firmen Coca-Cola, Liewers oder das große Philips-Gebäude befinden, war damals ein riesiges Areal mit großen und tiefen Lehmgruben, die sich im Laufe der Zeit mit Wasser gefüllt hatten. Diese Lehmgruben entstanden im vorigen Jahrhundert, als man nach dem Schleifen der Wiener Basteien die neue Ringstraße mit ihren Prachtbauten errichtete und dabei eine Unmenge von Ziegel benötigte. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg war dieses Gebiet – wie man heute sagen würde – ein Freizeitzentrum.

Im Herbst gab es ein Wetteifern mit selbstgebastelten Drachen, die in den verschiedensten Formen und Farben hoch am Himmel tanzten. Aus den Männern, die den Krieg überlebt hatten, wurden wieder Kinder; sie benahmen sich ganz so, als hätten sie ihre „Hausaufgaben“ gemacht und durften nun spielen. Es war eine bescheidene Zeit. Und im Sommer war das Areal ein beliebtes Badegebiet. In den weichen Mulden der Wiesen lagen abgerackerte, magere Körper, die sich sonnen ließen. Und zeitweise hörte man schon amerikanische Musik aus einem tragbaren Grammophon, das natürlich von Jugendlichen umlagert war, die die ersten Boogie-Schritte übten. Für die Älteren waren sie die „Schlurf“ und die Musik eine „unmögliche Negermusik“.

Nach dem Krieg begann man, die zahlreichen Teiche mit Bombenschutt und Müll zuzuschütten; es dauerte Jahre bis so ein Teich aufgefüllt war.

Eben diese Müllhalten, die bis zu 20 Meter hoch waren und oft eine Breite von bis zu 400 Metern hatten, waren einer meiner Sammelplätze. An manchen Stellen der riesigen Müllberge brannte es, dicke Rauchschwaden zogen über die Deponie, den Gestank brauche ich erst gar nicht zu schildern und Ratten huschten von einem Versteck zum anderen. Männer und Frauen stocherten, nach Brauchbarem suchend, die Halden ab. Jeder hatte einen abgesteckten Bereich, den er ausbeuten durfte. Alles war wohl organisiert. Sie legten sich auch Lagerplätze an, wo sie ihr gesammeltes Gut bewachten. Wenn der Lastwagen der Gaswerke kam und die Schlacke vom Plateau geschaufelt wurde, standen bereits die Frauen mit ihren Schürhaken bereit und begannen die unverbrannten Koksstücke aus zu sortieren, die sie dann in Säcken weiterverkauften.

Dort, wo der Bombenschutt abgeladen wurde, war es möglich, Wasserleitungsrohre oder einen Messinghahn, eine alte Gusspfanne oder vielleicht auch einen Stahlhelm zu finden. Nur musste ich schnell sein, bevor die Beute vom Rayon-Buddler entdeckt wurde. Verjagte mich einer, so musste ich meinen Platz wechseln. So gut konnte aber keiner auf seinen Altmetall-Lagerplatz aufpassen, dass ich nicht beim Nachhause Gehen ein paar Eisentrümmer oder andere Metallstücke mitgehen ließ. Es gab Tage, da hatte ich 50 bis 60 Kilogramm auf meinem Wagerl. Das musste ich dann etliche Kilometer zu meinem Eisentandler, Herrn Hübl, in der Steinseestraße ziehen und das bei meinem damaligen Körpergewicht von etwa 27 Kilogramm.

Eine andere Art des Raubzuges kundschaftete ich beim Schulweg aus. So lagen zum Beispiel Eisenrohre entlang den Geleisen der Badner Bahn, es waren die zerschossenen Oberleitungsmaste, die ausgetauscht wurden und die nun zum Abtransport bereitlagen;

davon holte ich mir etliche. Oder da gibt es auch die Geschichte mit dem Messinggewicht. Wenn ich meine Beute zum Eisenhändler brachte, legte ich das Altmetall auf seine Dezimalwaage. Herr Hübl wog es ab und ging in sein Büro, um das Geld für mich zu holen. In der Zwischenzeit nahm ich schnell ein Messinggewicht von der Waage, ersetzte es durch ein Gussgewicht und warf das Messinggewicht über den Zaun auf die Straße. Beim Nachhause Fahren nahm ich es dann mit, um es Herrn Hübl am nächsten Tag wieder zu verkaufen. Mit solchen Geschichten will ich weder imponieren noch mich selbst moralisch verstümmeln. Ich möchte damit aufzeigen, wie Kinder durch mangelnde Erziehung, durch ein moralisch geschädigtes Umfeld und angespannte soziale Missstände aufhören Kinder zu sein und durch Taten, die bereits am Rande der Kriminalität liegen, am täglichen Existenzkampf teilnehmen.

All die beschriebenen Zustände spiegelten sich auch in meinem alten Kindergesicht wider. Solche Kindergesichter begegnen uns heute in Kolumbien, Bolivien, Nepal, usw. Es sind Kinder, abgedrängt an den sozialen Rand der Gesellschaft, die sich ihren Lebensunterhalt nur auf kriminelle Weise verdienen können. Dazu kommt, dass sie auch ihre Vorbilder nur in diesem Milieu suchen und somit fast nie ein geordnetes Leben kennen lernen. Je raffinierter und brutaler die Schilderungen ihrer Vorbilder sind, umso höher steigen sie im Ansehen.

Ans eigentliche Spielen, wie es Kinder in meinem Alter taten, dachte ich selten. Wenn die ersten Frühlingstage und die Sonne mir halfen, den hässlichen Winter zu vergessen, erinnerte ich mich an meine Lieblingsbeschäftigung. In unserem Garten brauchte ich nur ein paar Schaufeln tief zu graben und ein blaugrauer Ton kam zum Vorschein. Den befeuchtete ich solange, bis er geschmeidig und formbar war. Dann zog ich mich an ein sonniges Platzerl zurück, meist war es unser Schuppendach. Vorher war es unbedingt notwendig, Mutter von meiner Abwesenheit zu überzeugen, ansonsten hätte ich sicherlich keine Ruhe gehabt. Auf dem Schuppendach formte ich Tiere, Menschen, einen Bauern, der sein Pferd führt, eine Bäuerin, die man heute mit ihren großen Brüsten eher mit einer Fruchtbarkeitsgöttin vergleichen würde. Ich versank in meine Phantasiewelt, die um vieles harmloser war als die Realität, in der ich leben musste. Heute ist es bei den Kindern eher umgekehrt.

Die kleinen Figuren ließ ich dann an der Sonne trocknen und stellte sie in meinen gebastelten Bauernhof. Der einzige Mensch, der meine kleinen Tonfiguren bewunderte, war meine fünfjährige Schwester. Sie hätte so gern mit ihnen gespielt, doch ich ließ sie nicht, weil ihr doch immer wieder eine zu Boden fiel und weil der Ton ungebrannt war, zerbrach er auch leicht. Es sollte über 20 Jahre dauern, bis ich mich an meine kleinen Tonfigürchen erinnerte, ohne zu ahnen, welche Bedeutung sie in meinem Leben noch spielen würden.

Meine kleine Schwester Gerlinde wurde von uns allen verwöhnt, war sie doch die Jüngste von uns Vieren und noch dazu ein Mädchen. Auch Mutter versuchte sie, den Umständen entsprechend, zu verhätscheln. An mir hing Gerlinde besonders, erstens stand ich ihr altersmäßig am nächsten und dann, was sie mir viel später gestand, war es nie langweilig mit mir. Viel haben wir gemeinsam unternommen. Einmal machten wir einen Praterbesuch,

den wir beide nie vergessen werden. Wir waren damals acht und fünf Jahre alt. Von irgendeiner Aktion waren mir 12 Schilling übriggeblieben und ich hatte der Kleinen schon so oft einen Praterbesuch versprochen und weil an diesem Frühlingssonntag so schönes Wetter war, wollte ich mein Versprechen einlösen.

Bei der Haltestelle Altmannsdorfer Straße/Linienamt bestiegen wir den Autobus, einen „NAG-Büssing“, eine riesige, eckige, schon damals rotlackierte Kiste mit einer langen Schnauze. Am Heck gab es ein offenes Plateau, wo man während der Fahrt im Freien stehen konnte. Schon die Fahrt brachte uns zum Lachen, der Bus dröhnte und vibrierte nämlich so stark, dass unsere Wangen wie Pudding zitterten. Die Fahrkarte kostete damals 50 Groschen pro Kind.

Nach etlichem Umsteigen und Durchfragen landeten wir dann endlich im Prater, der damals ganz anders aussah. Es gab kein Riesenrad, viele von den Vergnügungsanlagen waren ausgebrannt und beschädigt; ganz bescheidene Ringelspiele und Karusselle waren zu sehen, dazu ein paar Schießbuden und eine dicke Frau, die eine Unzahl von farbigen Luftballons in allen Größen zum Verkauf anbot. Es dauerte nicht lange und unser Geld war bis auf zwei Schilling aufgebraucht. Die benötigten wir für die Heimfahrt.

Am Ausgang des Pratergeländes stand ein Mann, der selbstgebastelte Hampelmänner verkaufte, deren Arme und Beine durch das Ziehen einer Schnur bewegt werden konnten. Er redete auf uns ein, drückte Gerlinde einen Hampelmann in die Hand und verlangte vier Schilling. Ich hatte aber nur die zwei, die für die Heimfahrt bestimmt waren. Um ihn zu überzeugen, dass wir wirklich nicht mehr hatten, hielt ich ihm meine Hand mit den zwei Schilling hin. Er nahm sie mir aus der Hand und schickte uns weg. Mein Protestieren nützte nichts, er wurde nur böse und aggressiv. Jetzt mussten wir den weiten Weg vom Prater quer durch Wien nach Inzersdorf zu Fuß antreten.

Mit einer riesigen Wut im Bauch und Gerlinde an der Hand versuchte ich, den Weg zu finden. Ich weiß heute nicht mehr genau, wie lange wir unterwegs waren, ich weiß nur mehr, dass Gerlinde den Hampelmann unterwegs verloren hat, den halben Weg vor Müdigkeit weinte und über Schmerzen in ihren Füßen klagte. Spät abends kamen wir erschöpft zu Hause an. Auch ich konnte mich nicht mehr rühren, da ich Gerlinde zwischendurch getragen hatte. Kaum hatten wir die Haustür aufgemacht, überfiel mich Mutter mit Vorwürfen, dass ich wissen müsste, wann's „genug sei“ und wann ich nach Hause zu kommen hätte.

Wie schon erwähnt, waren der Frühling und der Sommer in unserem Schrebergarten sehr angenehm. Der Garten und das Häuschen waren ja auch für diese Jahreszeit gedacht. Ende April blühten ungefähr 20 Ringlottenbäume und der Flieder, der einen Teil unseres Zaunes ersetzte, stand dann ebenfalls in voller Blüte. Dieser unvergessliche Duft drang abends bis an mein Bett. An so einem Frühlingssonntag kam ich auf die Idee mit Gerlinde Flieder zu verkaufen. Wir bündelten den Flieder zu kleinen Sträußen, füllten damit unser Leiterwagerl und fuhren die Altmannsdorfer Allee, wie sie damals noch zu Recht hieß, stadteinwärts.

Allen Leuten, denen wir begegneten, priesen wir unseren Flieder zu einem Schilling an. Bald stellte sich heraus, dass Gerlinde mehr Erfolg hatte, was mich sofort veranlasste, sie in jedes Gasthaus zu schicken. In kürzester Zeit hatten wir die Blumen verkauft. Voll Stolz zeigten wir zu Hause Mutter unsere Einnahmen. Sie meinte, dass sie das Geld dringend benötige und dass ich morgen von der Schule zuhause bleiben solle, um wieder Flieder zu verkaufen. Als dann unsere Königs Lilien blühten, die noch aus der Zeit unseres Vorgängers stammten, sollte ich auch die verkaufen.

An einem Montagmorgen fuhr ich mit meinem Wagerl Richtung Meidling und stellte mich auf die Philadelphia-Brücke, weil dort viele Menschen vorbeikamen. Doch die meisten liefen hastig vorbei. Nur ein paar Buben, unterwegs zur Schule, blieben stehen und kreischten aus vollem Hals: „He, schaut's, der geht goa net in d' Schui! A Schulaschwanza, a Schulaschwanza!“

Ein scheußliches Gefühl kam in mir hoch, ein Gefühl der Minderwertigkeit und des schlechten Gewissens. Doch das ging schnell in Zorn über und ich stürzte auf sie los. Sie liefen wie aufgescheuchte Hühner auseinander, schimpften aber aus einem gewissen Respektsabstand aus weiter.

Jedenfalls hatte ich keinen einzigen Strauß Lilien verkaufen können. Waren es beim Flieder der niedere Preis und das Mitleid, so glaube ich, dass der Preis von 5 Schilling für die Lilien zu hoch war und der Zeitpunkt, nämlich Montagmorgen, ungünstig. Jedenfalls fuhr ich nach etlichen Stunden Stehens verdrossen nach Hause. Verbittert über den Misserfolg, warf ich die bereits verwelkenden Blumen in einen Straßengraben. Zu Hause forderte meine Mutter das Geld, denn sie konnte ganz einfach nicht glauben, dass ich die Blumen weggeworfen hatte. Sie meinte, ich hätte ihr das Geld unterschlagen.

Solche und ähnliche Ereignisse lassen erkennen, wie wenig Vertrauen Mutter und auch andere Menschen mir entgegenbrachten, was durchaus berechtigt war, denn das Lügen fiel mir nicht schwer. Aber wenn ich manchmal ehrlich war und mir wurde trotzdem nicht geglaubt, traf mich das tief. Das gleiche Verhalten kann man bei Alkoholikern erleben, wenn man sie in nüchternem Zustand für betrunken hält. Die Reaktion bei beiden ist Verbitterung und Resignation. So schließt sich der Teufelskreis: Diskriminierung – Geltungsdrang – Mehr-aus-sich-machen-wollen – die Schlechtigkeit nicht zugeben – Geschehnisse übertreiben. Somit wird man von anständigen Menschen gemieden oder getadelt. Jeder ehrliche Vorsatz ist zum Scheitern verurteilt, weil einem dann kein Vertrauen mehr entgegengebracht wird.

Mein erstes Hauptschulhalbjahr beendete ich in der Inzersdorfer Schule mit einem katastrophalen Zeugnis, das auch dazu beitrug, dass ich die Schule verlassen musste. Nach einem Beschluss des zuständigen Jugendamtes sollte ich den Rest der Schuljahre in einer Ganztagschule für schwererziehbare Kinder verbringen. In dieser Schule fühlte ich mich wie ein Streuner, der eingesperrt worden war, der zwar zu fressen bekam, jedoch seine Freiheit eingebüßt hatte. Noch dazu nervte es mich nach den Hausaufgaben, in meiner Freizeit mit

meinen Mitschülern Fußball zu spielen, was ich als läppisch empfand. Lieber hätte ich mich zurückgezogen, um zu zeichnen oder zu malen. Nachdem ich die Schule ein paar Mal geschwänzt hatte, drohte man mir mich in ein Erziehungsheim zu stecken.

Zum Glück kam es anders, denn ich verließ Wien mit meiner Schwester. Wie jeden Samstagabend wurden wir in einem Waschtrog gebadet und Sonntagfrüh frisch angezogen. Doch dieser Sonntag verlief anders. Nachdem wir unser spärliches Frühstück gegessen hatten, teilte Mutter uns mit:

„Heute fahrt ihr zu eurem Vater nach Pernitz, der soll ab heute für euch sorgen.“

Sie wandte sich zu mir und setzte fort:

„Ich komme mit deinen Schlechtigkeiten nicht mehr zurecht, auch kann ich euch mit meinem geringen Führsorgegeld nicht weiter erhalten!“

Sie überreichte mir einen Zwanzig Schilling Schein und setzte fort:

„Um elf Uhr hält am Hetzendorfer Bahnhof ein Zug, der nach Wiener Neustadt fährt. Dort müsst ihr euch erkundigen, wie ihr weiter nach Pernitz kommt und am Schalter in Hetzendorf verlangt ihr zwei halbe Fahrkarten für Kinder nach Pernitz-Muggendorf. Und merkt euch, sprecht die Mitzl nie mit ‚Tante‘ oder gar mit ‚Mutter‘ an! Sie ist für euch das Fräulein Mitzi.“

Ich wollte nicht zu Vater und protestierte und sträubte mich dagegen, das Geld anzunehmen, worauf Mutter derartig böse wurde, dass ich Angst bekam und das Geld einsteckte. Ich nahm Gerlinde an die Hand und wir verließen weinend die Hütte. Wir gingen die Altmannsdorfer Straße Richtung Innenstadt und noch vor der Breitenfurter Straße blieb ich stehen, schaute mich um und versteckte den Geldschein unter einem großen Stein, der unter einem Schrebergartenzaun lag. Danach erklärte ich Gerlinde: „Wir sagen der Mutter, dass ich das Geld verloren hab. Sie wird heftig schimpfen, doch wir brauchen nicht von Zuhause weg. Hast du mich verstanden?“ Gerlinde gab mir keine Antwort.

Als wir wieder zuhause ankamen und ich Mutter meine Lüge unterbreitete, meldete sich Gerlinde die neben mir stand: „Mama, das ist nicht wahr, Harry hat das Geld versteckt!“ Plötzlich hob Mutter eine ihrer Krücken, um mich damit zu schlagen, doch ich floh in den Garten, wobei sie mir nach schrie: „Nimm deine Schwester und verschwinde und komm ja nicht mehr zurück!“

Erst als wir im Zug saßen, wich allmählich meine Traurigkeit.

Zum Glück hatten wir uns schon in Hetzendorf einen Fensterplatz gesichert, wodurch die Fahrt mit dem Bummelzug kurzweiliger wurde und unsere traurigen Gedanken in den Hintergrund traten. Während der Fahrt sprach uns eine Frau an, die überrascht war, als ich ihr erzählte, dass wir alleine unterwegs zu unserem Vater waren, der in Pernitz wohnte. „Wisst ihr wo ihr umsteigen müsst?“, fragte sie. „Nein“, antwortete ich. „Der Schaffner weiß es sicher, den werde ich fragen.“ Besorgt sah sie uns an und meinte: „Ich bin aus Wr. Neustadt, ich werd euch zu eurem Zug bringen, der steht nämlich auf einem Nebenbahnhof.“ Nachdem wir aus dem Zug gestiegen waren, führte sie uns zu einem kleinen Bahnhof, den „Schneebergbahnhof“, den es heute nicht mehr gibt. Dort

verabschiedeten wir uns von der netten Frau und stiegen in die etwas kleinere Eisenbahn, die bereits wartete und uns nachträglich nach Pernitz brachte. Drei Uhr war es als wir ausstiegen, was ich an der Bahnhofsuhr ablesen konnte.

Wir irrten noch längere Zeit in Pernitz umher bis wir oberhalb eines großen und alten Gebäudes das kleine Häuschen am Hang erblicken konnten. Obwohl ich viel gewohnt war, übertraf dieser Anblick jedoch alles. Um das Häuschen lagen Maschinenteile, Motorräder, Gummireifen, eine aufgebockte Autobuskarosserie, Motore und noch eine Menge anderer Dinge im Umkreis von 20-40 Metern herum.

Zögernd klopfte ich an die Haustür, Mitzi öffnete, sah uns überrascht an und rief Vater. Verärgert kam er von der Werkstätte herein und fuhr mich forsch an: „Was wollt ihr? Seid ihr alleine?“ Ich nickte ihm zu. „Weshalb seid ihr hier?“ Da ich große Angst und Respekt vor ihm hatte, antwortete ich nur mit weinerlicher Stimme: „Mutter hat uns zu dir geschickt, um bei dir zu bleiben. Sie sagte, dass sie uns nicht mehr versorgen kann und wir sollen ja nicht mehr zurückkommen.“

Gleich darauf brach ein heftiger Streit zwischen den Beiden, Mitzi und Vater aus. Vater schob uns ins Freie, ging zurück und schloss die Haustür. Trotzdem konnten wir alles hören, was sie sich gegenseitig zuschrien. Mitzi weigerte sich uns aufzunehmen und schrie: „I wüh de Pongat’n ned, die gängan mi nix oh, es san scho gnua Leit am Hof!“ Vater konterte in seinem schwäbischen Dialekt: „Wo na soll se? Willscht das se verreckn?! Du hascht gwisst, dass i Känder han ...“ usw.

Allmählich legte sich der Streit, jedoch diskutierten sie laut weiter. Gerlinde so auch mir begann es zu frösteln, denn es war wesentlich kälter als in Inzersdorf. Auf den schattigen Hängen lag noch Schnee und auch die Sonne hatte sich bereits hinter den Bergen zurückgezogen. Endlich kam Vater, der uns mit ins Häuschen nahm. Mir war nicht nur kalt, auch knurrte mir der Magen. In seinem schwäbischen Dialekt sprach er mich an: „Mir sen do viel Leit, on hen ned viel Platz, deswega wisset mir noch ned, wo ihr spät’r schlofd wert. Morga schwäzet mir noch amol trieber!“ Danach verließ er uns und ging weg. Ohne mit uns ein Wort zu wechseln bereitete Mitzi uns ein Abendessen.

Wer hätte damals gedacht, dass dieses Piestingtal, wo wir vor Jahren ins erste Lager gepfercht wurden, nach all den schwierigen Umständen einmal meine Heimat werden und Gerlinde von dort aus in die weite Welt hinausziehen und Österreich für immer verlassen würde.

Um meine Geschichte fortzusetzen: Der jahrelange Hass mit dem Mutter Mitzi und Vater verfolgte, vergiftete auch meine Kinderseele und verbarg mir lange Zeit die Sicht zur Wahrheit. Es mussten viele Jahre verstreichen, damit ich diese Vergangenheit ehrlich, gerecht und emotionslos annehmen konnte.

Gerlinde und ich traten in der zweiten Hälfte des Schuljahres 1950 in die Pernitzer Schule ein und es folgte, wie in jeder Schule, in der ich als Neuling eintrat, stets das gleiche Ritual wie

im Tierreich. Man wird von den Stärksten in der Klasse angepöbelt oder herausgefordert. Um dem gerecht zu werden gab es drei Möglichkeiten: die erste, man unterwirft sich und war stets der Prügelknabe oder man stellte sich und prügelte sich mit dem Herausforderer. Die letzte Möglichkeit, die ich zumeist anwandte: ich zeigte ganz nebenbei den Aufsässigen meinen Bizeps. Bereits als zehnjähriger hatte ich gegenüber anderen Buben eine stark ausgeprägte Muskulatur, wodurch mir manche Prügelei erspart blieb.

Erst nach einem Jahrzehnt erkannte ich wie gut es unser Schicksal gemeint hatte und uns noch rechtzeitig nach Pernitz geleitet hatte. Vor allem hat es mich davor bewahrt, dass ich wegkam von diesem kriminellen Umfeld und mir die Einlieferung in die Erziehungsanstalt erspart blieb. Meine Klassenkameraden, Lehrer und Freunde trugen dazu bei, so auch Vater mit seiner Unerbitterlichkeit, dass ich zurück in die Gesellschaftsordnung fand. Auch der gesamte ländliche Raum mit der ethischen, moralischen und glaubensorientierten Bevölkerung, tat meiner verletzten Seele oder Psyche gut. Noch dazu hatte ich genügen Zeit, um einigermaßen wieder gesund zu werden.

Mein Kindheitserlebnis ist eines von Millionen von Kindern, von denen die Mehrzahl noch schlimmere Schicksale durchleben musste, die nicht wie ich den Rest des Lebens in Freiheit und Frieden leben durften und nachträglich eine Wohlstand genießen konnten, der für viele Kinder auf unserer Welt verwehrt bleibt.

Somit bin ich am Ende meiner Kindheitsgeschichte, die sich nach wie vor so oder so ähnlich auf der Welt wiederholt. Ich frage mich, was geht in solchen Köpfen vor, die ohne Skrupel Millionen von Menschen umbringen, die selbst Väter von Kinder und Familien sind und trotzdem kein Mitleid kennen, die fern von Menschlichkeit ihre abstrakten Vorstellung verfolgen und stets süchtig nach Macht und Geltung streben. Sind diese nicht auch geistig krank?

Beatrice Brenner lebte noch fast 20 Jahre alleine in der Schrebergartenhütte unter den erwähnten unwürdigen Umständen. Erst Ewald, der ein Schreiben an die Gemeindeleitung verfassen lies, veranlasste damit, das Frau Brenner 1969 in eine Magistratswohnung einziehen konnte.

2 Jahre später wurde Beatrice mehrmals auf dem Boden ihrer Wohnung liegend aufgefunden, weil sie alleine nicht mehr in der Lage war, sich aufzurichten. So sah man sich genötigt, Beatrice in einem Pflegeheim unter zu bringen, die man damals Siechenheim nannte.

Harrys Mutter starb am 26 November 1973 in Wien.

14 Jahre später, 1987, starb auch der Vater Gotthilf Brenner.

Als später 1989 der Pflegeskandal im Pflegeheim Lainz aufflog, erinnerte sich Harry, das seine Mutter ihn oft angefleht hatte, er möge sie nach Hause bringen, weil die da die Menschen umbringen, indem sie ihnen Wasser in den Mund schütteten. Genau dieses grausame Verfahren haben die 4 Todesengel von Lainz angewandt – sie nannten es „Mundspülung“.

Harry plagte sich in den Jahren nach 89 noch Jahrelang mit dem Vorwurf, ob er Beatrice nicht doch hätte Glauben schenken sollen.

Ich lasse die Serie der Lebenserzählung Harry Brenners mit seinen Worten enden, die er mir, nachdem er mir das Manuskript überließ, sandte.

Getrieben von meinem Lebenswillen, stolperte ich diesen unwegsamen Lebenspfad unbeirrt immer weiter.

Die Narben an meiner Seele lassen die zahlreichen Stürze erkennen, nun aber schreite ich bedacht, gelassen und ohne Bitterkeit meinem Endziel entgegen.

Abschluss

Wie schließt man an, an eine solch dunkelgraue Geschichte?

Ich könnte es dabei belassen zu erzählen, was aus Harry geworden ist. Aber die vielen Zuschriften der letzten Wochen – wofür ich mich in den allermeisten Fällen bedanken will – bestärken mich darin, die abschließende Folge dieser Serie persönlicher zu gestalten, denn mir ist wichtig, Herrn Brenners Anliegen klarer zu machen und auch, wie mich das an vielen Stellen berührt hat.

Zunächst aber noch ein Abriss aus dem Leben Harrys, nach den geschilderten Ereignissen.

Nachdem Harry in den frühen 50er Jahren die 4. Klasse Hauptschule in Pernitz abgeschlossen hatte, trat er in den Betrieb seines Vaters als Automechaniker Lehrling ein.

Nach der Lehre folgten 9 Monate Grundwehrdienst beim Militär und mit 22 Jahren seine erste Ehe.

Von 1974 bis 1992 arbeitete er als Baumaschinen Monteur und - ich weiß, er hört das nicht gerne - Harry brachte es dabei zu einer Profession, die der seines Vaters wohl wenig nachstand.

Das war auch die Zeit, in der sein gestalterisches Talent sich Geltung verschaffte. Anfänglich malte er, gab dies jedoch nach wenigen Werken auf, weil ihm – wie er sagt – das handwerkliche Können dafür fehlte.

Er besann sich wieder auf die Tonfiguren seiner Kindheit und begann erneut Kleinplastiken zu formen.

Mit Ton zu arbeiten ermöglichte ihm, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen und es gelang ihm, damit seine Vergangenheit aufzuarbeiten. Diese Tonfiguren ließ er in Bronze gießen.

Als autodidaktischer Bildhauer wurde er vom Mödlinger Kunstverein anerkannt und trat diesem 1981 bei.

Das bot ihm die Möglichkeit, seine ungewöhnlichen und zum Teil – laut Herrn Brenner – hässlichen menschlichen Figuren in Ausstellungen zu präsentieren.

Lange versuchte er seinen Beruf, bei dem er in ganz Österreich unterwegs war, und seine Kunst unter einen Hut zu bringen, wirkte in vielen Ausstellungen in mit und stattete selbst einige aus, darunter auch bei den Wiener Festwochen, Schloss Gloggnitz, Budapest.

Der Gedanke von seiner Kunst leben zu wollen, reifte langsam heran – Konkrete Formen bekam dieses Vorhaben, als Harry Brenner 1987 nach dem Tod seines Vaters, das 400 Jahre alte Fabrikgebäude in Piesting erbte, in dem sein Vater seine KFZ Werkstatt und Maschinen-Schlosserei betrieb.

Gemeinsam mit seiner 3. Frau Doris wurde das Gehöft nach jahrelangen Instandsetzungen und Umbauten zum Kulturverein „Die alte Hammerschmiede“ hergerichtet. Mit 50 Jahren beschloss Harry schließlich, sich nur noch der Kunst zu widmen und hing seinen Beruf endgültig an den Nagel.

In der Hammerschmiede wurden von nun an Ausstellungen, Lesungen und Musikabende

angeboten und den Brenners gelang es, viele nationale und internationale Künstler und Künstlerinnen der Malerei, der Musik und Literatur vorzustellen.

Die größten Erfolge feierte man mit Aufführungen von klassischen Musikabenden. Zum Beispiel mit dem Pianisten Jörg Demus, dem Wiener Beethoven Trio und dem Hagen Quartett welche den Brenners große Anerkennung einbrachten.

Auch als Bildhauer war das die Zeit, in der Harry für größere Auftragswerke gebucht wurde. Ein Springbrunnen in einem Privatgarten mit Reliefwand, das Kundner Denkmal vor der Piestinger Kirche, um nur zwei zu nennen.

Harrys Figuren wurden vielerorts angekauft u.a. vom Niederösterreichischem Landesmuseum. In Österreich, Deutschland, Italien, Ungarn, Großbritannien und den USA lassen sich seine Abgüsse finden.

Durch die Arbeit und der Partnerschaft mit Harry fand auch Doris Brenner ihren Zugang zur Kunst. Mit verschiedenen Materialien wie Holz, Ton und Stein begann auch sie, Kleinplastiken zu formen. Manche wurden auch in Bronze gegossen.

Dr. Ferenc Nagy schrieb ein schönes Vorwort zu einer Broschüre, in der Harry und seine Kunst vorgestellt wird aus dem ich auszugsweise zitieren möchte:

[...] Als ich das erste Mal eine Skulptur Harry Brenners sah, stand er schweigend neben mir. Ein völlig neuer Kunstgenuss wurde mir zuteil: es musste mir niemand etwas erklären. Ich habe sofort die klare Sprache des Werkes erkannt und konnte nachempfinden was er fühlt.[...]

Harry Brenner hat seine Kunst dem Betrachter nie erklären müssen. Trotzdem haben wir ihn immer verstanden und ihm immer geglaubt.

Aus privaten Gründen trieb es die Brenners noch einmal zu einem letzten, recht radikalen Ortswechsel. Anfangs der 2000er Jahre übersiedelten Harry und Doris Brenner nach Ungarn in ein kleineres Dörfchen.

Auch hier schufen sich die beiden dank ihrer Kunst und Offenheit alsbald einen guten Namen.

Gerhard Brenner, der älteste Bruder Harrys, hat viele Jahre in Mailand gelebt und kam später mit seiner Familie zurück nach Piesting, wo er schließlich 2021 verstarb.

Bruder Ewald zog ins Schwabenland – der Urheimat der Brenners, bevor diese vor vielen Generationen dank Katharina der Großen nach Bessarabien auszogen. Ewald wird heuer, 2023, 90 Jahre alt.

Schwester Gerlinde lebte wie Gerhard in Mailand, später in Bergamo und heute in der Schweiz. Schettle Gerhard ist in seine alte Heimat zurückgekehrt.

Wie ich schon in der ersten Folge dieser Serie erzählte, leben Harry und Doris Brenner in ihrer Wahlheimat Ungarn inmitten eines Wundergartens voller Figuren, geschnitzten Stämmen und niedrigen Hecken, Gemüsebeeten und kleinen Ruheplätzchen, wo Mobiles aus Steinen in den Bäumen hängen und so viele Symbole und Hinweise aus Kunst und Geschichte entdeckt werden können.

Hier lernte ich 2012 Harry Brenner kennen und sah Doris nach fast 30 Jahren das erste Mal wieder. Doris lernte ich schon 1986 kennen. Sie ist die Mutter meiner großen Jugendliebe und noch heute verbindet mich mit ihrer Tochter eine tiefe Freundschaft, die sich auch auf ihre wunderbare Familie ausgedehnt hat.

Und dieser Garten war das erste, was mich tief beeindruckt hat.

Welch ein Platz das ist!

Dank Harrys und Doris Umtriebigkeit hat er sich Jahr um Jahr verändert und dennoch nie seinen, für mich mythisch schmerzhaft tiefen, Sinn verloren. Es ist ein Garten wie ein Spiegel für die Leben der beiden.

Damals lernte ich Harry als einen etwas unnahbaren, aber gradlinig ehrlichen Menschen kennen – er erinnerte mich von Beginn an meinen Großvater Alfons, dem Vater meiner Mutter. Dieser war in russischer Gefangenschaft damals und kehrte zu Fuß von Sibirien nach Österreich zurück. Er war ein gestrenger, unglaublich willensstarker Mann.

Da stand ich damals also, selbst gerade heftigst gebeutelt vom Schicksal, bei Doris und Harry und durfte diesen Garten und das Haus mitsamt den vielen künstlerischen Spuren darin bestaunen.



Der Garten der Brenners in Ungarn

Harrys zumeist menschlichen Figuren zeugen von Schmerz, innerer Zerrissenheit. Es liegt ihnen eine gewisse Hoffnungs- und Machtlosigkeit inne, ohnmächtiges Ausgeliefert sein an lenkende Mächte ist oft zentrales Thema. Diese Figuren haben tief verborgene Saiten in mir schwingen lassen.

Oh nein, ich habe keinen Krieg erlebt und auf mich wurde nie geschossen, aber die Auswirkungen, die mein Leben auf mich hatte, waren dem, was diese Bildnisse darstellten, so ähnlich!

Diese verdrehten, verkorksten Leiber, der stumme Schrei, der so vielen von ihnen unhörbar entweicht, sich wie bei Prometheus wiederholend und flehend sehnsüchtig wartend auf den Befreier, der die Dämonen töten sollte – nun, das war auch mir nicht fremd, wenn auch aus völlig anderen Gründen.

Ich habe an dieser Stelle ein deutliches Danke zu sagen an Doris und Harry, ich durfte und darf mich dort willkommen und zu Hause fühlen, das war mir damals sehr viel wert und ich halte das heute hoch in Ehren. Wer weiß, wie es heute um mich bestellt wäre, gäbe es diese Familie nicht.

Folgenden Abschnitt möchte ich mit einem Zitat aus einem Film beginnen:

*Dunkelheit. Wahrhaftige Dunkelheit ist nicht das fehlen von Licht.
Es ist die innere Überzeugung, dass das Licht nie zurückkehren wird.
Aber: es kehrt immer wieder zurück.
Es zeigt uns Vertrautes, ein Zuhause, Familie und völlig Neues oder längst übersehenes.
Es zeigt uns neue Möglichkeiten und fordert uns heraus, danach zu streben.
Es zeigt uns, das man Hoffnung sehen kann.
Man muss einfach nur aufblicken und über die Trümmer hinaussehen.*

Die Worte der Reporterin Lois Lane aus dem Film Man of Steel treffen genau ins Schwarze, will man die Mühen Harrys, etwas aus sich zu machen, beschreiben.

Harry war und ist ein Macher, jemand, der eine Idee sofort in Pläne umsetzt und zur Ausführung bringt. Da er stets bestrebt war, etwas aus sich zu machen, den Trümmerhaufen seiner Vergangenheit abzustreifen und seinem Idealbild von Erfolg und Anerkennung zu entsprechen, suchte er auch nach einem Umfeld, in dem das möglich war.

Stillstand, an einer Position ohne Weiterentwicklung zu verharren, ist wohl der größte Feind Harrys. Er versuchte stets, seine Grenzen auszuloten und die Grenzen des für ihn machbaren. Auch im hohen Alter liest Harry noch immer Bücher, das Haus ist voll von Dokumentationen, Sachbüchern über Geschichte, Politik und Kunst. Nach wie vor zeichnet er an Plänen für Maschinen und Gerätschaften – zuletzt zeigte er mir Pläne für einen hydraulischen Antrieb für Fahrräder. Zudem schreibt er immer wieder an Texten, um seine Gedanken festzuhalten.

Mit seinem Leistungswillen musste man wohl auch mithalten können, was für seine Umgebung sicherlich nicht immer einfach war. Ohne zu sehr in privates abzudriften, ist ihm Neid und Missgunst, ja auch Abneigung und Hass innerfamiliär nicht fremd geblieben.

Es ist uns Menschen sehr zu eigen, an Vergangenen fest zu halten, im Trümmerhaufen sitzen zu bleiben. Sich daraus zu befreien, bedarf nicht nur großen Willens, sondern auch des Mutes, sich Neuem zuzuwenden und dafür etwas dabei zurückzulassen.

Manchmal bleiben dabei Andere zurück, die nicht in der Lage sind, diesen Weg mit zu gehen und ihre Trümmer nicht überwinden können. Dies ist leider immer eine Brutstätte für Zorn und Bitternis, wie das Leben von Beatrice Brenner deutlich aufzeigte.

Aber um Harry zu verstehen, genügt es nicht, ihn einfach zu kennen.

Man muss sich bemühen, man muss tief schürfen und dennoch weit über den Tellerrand hinausblicken können.

Ein Schlüssel dazu ist seine Kunst und ein weiterer seine Geschichte, die mit dieser Folge ihren Abschluss findet.

Man muss ertragen, selbst durchschaut zu werden, Maskeraden sind Harry gegenüber nutzlos, dazu hat dieser Mann zu große Lebenserfahrung.

Für mich ist dieser großartige Mann der Beweis dafür, das niemals der erste Eindruck zählt.

Man sagt in der Psychologie, dass die ersten Lebensjahre über die Prägung entscheiden, die der Mensch im späteren Leben haben wird. Und dass es nicht leicht ist, wider seine Prägung zu handeln oder weitergedacht, diese Prägung zu verändern.

Sie ist entweder Dämon oder Sonnenschein mit allen Schattierungen, die dazwischenliegen.

Welche Prägung hat Harry wohl erhalten?

Keine soziale Sicherheit, kein sehr liebevolles Familienleben. In den Lagern aufgewachsen mit wechselnden Menschen und früheste Erfahrungen mit Angst und Panik. Wie würde ein heutiger Mensch sich entwickeln, wenn er unter ähnlichen Umständen aufwüchse?

Will man einen Menschen verstehen, der eine völlige Umkehr geschafft hat, muss man an die immense Energie denken, die es benötigt, sich selbst an den Haaren aus einem Trümmerhaufen zu ziehen. Denn so ein Mensch braucht einen beinharten Willen, auch und vor allem gegen sich selbst – gegen seine Prägung. Und das hat Harry in seiner Lebensspanne fertig gebracht.



Harry Brenner 2022

Ich habe viel über Harry aus Erzählungen erfahren und selbst zu sehen, wie er mit den Enkelkindern von Doris spielt und diesen Kindern gegenüber ein Großvater wie aus dem Bilderbuch war und ist, lässt mich glauben, dass seine geschundene Kinderseele Heilung fand.

Das er vielleicht vieles, dass in seiner Kindheit keinen Platz fand, nachgeholt hat. Ich glaube, dass Doris und die Familie, die sie in diese Ehe einbrachte, endlich die Familie war, die ihm nicht nur ermöglichte, seine Träume zu verwirklichen, sondern auch Heilung brachte.

Harry hat aktiv nach dem Licht gesucht, das unweigerlich hinter den Trümmern leuchtet. Er hat einfach gemacht, anstatt zu verharren. Er hatte den nötigen Mut und Willen aufgebracht, einfach weiter zu gehen.

Das ist etwas, das ich selbst erst sehr spät erlernt habe.

An seinem Beispiel sehe ich bestätigt, dass nichts fataler ist, als auf den Trümmern seines Lebens sitzen zu bleiben und darüber zu weinen. Das darf und soll seine Zeit haben. Dennoch ist nichts wichtiger, als weiter voran zu schreiten.

Harry hat das getan und mittels schierer Willenskraft und Arbeit ist aus dem von Hunger, Entbehrung, Hass, Krieg und Tod, bitterer Not und Ablehnung gezeichneten Kinderseele ein Mann geworden, der jeden Respekt verdient hat. Ein anerkannter Künstler, dessen Botschaft heute nicht weniger wichtig ist, als damals. Ein Familienvater, streng, liebevoll und ehrlich, eine Grundfeste in der Familie.

Er ist der Beweis dafür, das man sich auch aus den widrigsten Umständen herauslösen kann. Das man sein Leben verändern kann und das jeder, der die nötigen Schritte tut, zu seiner ganz persönlichen Größe finden kann und das ist letztlich die Botschaft Harrys.

Ich weiß, das Harry große Worte nicht besonders mag, aber um ihn und seine Wirkung auf mich zu beschreiben kann ich nicht anders, als mich meiner typischen Sprache zu bedienen.

Harry begann einen Brief an seine Tante Irma in den USA zu schreiben, um einen erneuten Umbruch in seinem Leben zu rechtfertigen. In diese Zeit fallen die Verbindung mit Doris und der Beginn seiner Laufbahn als Freischaffender Künstler. Letztlich ist daraus ein sehr persönliches Zeitdokument und eine Serie in meinem Podcast geworden. Wie ich erfuhr, ist diese Serie auch Anlass dafür, das Harry, bestärkt durch Doris und Familie, viele seiner Gussrohlinge hervorgeholt und erneut in Bronze gießen hat lassen, was mich sehr berührt.

Quellen:

Harry Brenner: „Ein Stück Kindheit“ Manuskript um 1990

Der Standard (25. Dez. 2022): 1923 Als Deutschland vor dem Kollaps stand:

<https://www.derstandard.at/story/2000142078503/1923-als-deutschland-vor-dem-kollaps-stand>

Wikipedia

Ute Schmidt's „Heim ins Reich?“:

<https://zeitschrift-fsed.fu-berlin.de/index.php/zfsed/article/view/321>

Originale Aufnahme der Radiodurchsage Adolf Hitlers Tod (Ausschnitt):

<https://sr-mediathek.de/index.php?seite=7&id=22781&tbl=pf>

Die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakai:

[https://de.m.wikipedia.org/wiki/Vertreibung_der_Deutschen_aus_der_Tschechoslowakei#Die %E2%80%9Ewilden%E2%80%9C Vertreibungen 1945](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Vertreibung_der_Deutschen_aus_der_Tschechoslowakei#Die_%E2%80%9Ewilden%E2%80%9C_Vertreibungen_1945)

Standorte Mauthausen Außenlager:

<https://www.mauthausen-guides.at/aussenlager-des-kz-mauthausen/orte-ehemaliger-konzentrations-und-kz-aussenlager-mit-begleitung>